

Kritische Theorie als empirische Wissenschaft: Zur Methodologie ‚postkonventioneller' Sozialforschung
Author(s): Wolfgang Bonß
Source: *Soziale Welt*, 34. Jahrg., H. 1 (1983), pp. 57-89
Published by: Nomos Verlagsgesellschaft mbH
Stable URL: http://www.jstor.org/stable/40877373
Accessed: 06-10-2017 12:19 UTC



Kritische Theorie als empirische Wissenschaft

Zur Methodologie ‚postkonventioneller' Sozialforschung[1])

Von Wolfgang Bonß

Die kritische Theorie der Frankfurter Schule wird häufig als eine ‚empirieentlastete' Sozialphilosophie wahrgenommen, die sich eher mit der Begründung von Normen als mit deren konkreter Analyse beschäftigt und hoch über dem Boden der ‚ordinären' Forschung schwebt. Diese, insbesondere seit dem Positivismusstreit weit verbreitete Überzeugung ist freilich schief, denn die Vertreter der Frankfurter Schule haben durchaus empirisch gearbeitet. Im ersten Programmentwurf der dreißiger Jahre galt die empirische Analyse sogar als entscheidende Bedingung der Möglichkeit ‚kritischer' Gesellschaftstheorie (vgl. *Bonß/Schindler* 1982), und hiervon ausgehend sind zumindest vier Arbeiten zu nennen, die *die Kritische Theorie als empirische Wissenschaft* ausweisen: die Analysen über „Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches" (1929/31), die „Studien über Autorität und Familie" (1936), die „Studien zum autoritären Charakter" (1949/50) sowie schließlich die Untersuchungen zum „Gruppenexperiment" (1955) — ein Projekt, das zur Wiederbelebung der empirischen Forschung in Deutschland nach 1945 nicht unwesentlich beitrug. Auch wenn diese Untersuchungen nur selten so gesehen werden, stellen sie doch einen integralen Bestandteil des Projekts der Kritischen Theorie dar und lassen sich von den konzeptuellen Überlegungen des Frankfurter Kreises kaum abtrennen. Sie werfen vielmehr selbst ein Licht auf die sozialwissenschaftliche Bedeutung der Kritischen Theorie, und sieht man sie im Kontext der begleitenden theoretischen und methodologischen Diskussionen, so verweisen sie auf den ebenso mühsamen wie offen gebliebenen Entwicklungsgang einer *‚postkonventionellen' Sozialforschung,* die in vielerlei Hinsicht ein Gegenmodell zum etablierten ‚empirical research' darstellt.

Eben diesen Zusammenhang möchte ich im Folgenden in fünf Schritten genauer herausarbeiten: (1) Den Auftakt bildet ein knapper Rückblick auf den *Positivismusstreit,* der zwar die Verbindungen zur Forschungspraxis der Kritischen Theorie weitgehend verschüttete, in Gestalt der Kontrastierung von ‚Tatsachen-' und ‚Totalitätsempirie' jedoch wesentliche Aussagen über Bestimmungsmomente konventioneller und postkonventioneller Forschungskonzepte enthält. (2) Ausgehend von den Unschärfen des Positivismusstreits geht es im zweiten Schritt um eine *theoretische Präzisierung des sozialwissenschaftlichen Empiriebegriffs.* Dieser ist von alltagsweltlichen Empirievorstellungen ebenso zu unterscheiden wie von naturwissenschaftlichen Konzepten, und darüber hinaus zeigen sich auch innerhalb der Sozialwissenschaften verschiedene tatsachen- und totalitätsbezogene Empirieebenen, die in den gängigen Definitionen empirischer Sozialforschung kaum zureichend differenziert werden. (3) Daß diese theoretischen Überlegungen mehr sind als bloße Gedankengymnastik soll durch einen *Rekurs auf die Geschichte der*

[1]) Der vorliegende Aufsatz ist im Kontext einer umfangreicheren Untersuchung über Struktur und Entwicklung empirischer Sozialforschung entstanden (vgl. *Bonß* 1982). Viele der hier nur grob angerissenen Argumente sind dort breiter diskutiert bzw. belegt. Interessierte, skeptische und/oder kritische Leser seien deshalb weiterführend auf diese Arbeit verwiesen, die auch ausführlichere bibliographische Angaben enthält.

empirischen Sozialforschung demonstriert werden. Entgegen den vorherrschenden Darstellungen markiert diese nämlich keine sukzessive Akkumulation ‚richtiger' Verfahren, sondern ist eher als eine Gesellschaftsgeschichte konkurrierender Paradigmata zu begreifen, die über je eigene Strategien der Empirieproduktion verfügen. (4) Vor genau diesem Hintergrund muß auch die *Forschungspraxis der Kritischen Theorie* gesehen werden, die weder ungebrochen noch eindeutig verläuft. Die einzelnen Untersuchungen verdeutlichen jedoch einen Entwicklungsprozeß, der über rein tatsachenbezogene Vorstellungen von Anfang an hinausging und insbesondere bei *Adorno* auch zu Ansätzen einer postkonventionellen Forschung führte. (5) Freilich sind diese Ansätze historisch begrenzt beziehungsweise unvollständig, und im letzten Abschnitt soll deshalb versucht werden, sie in den Kontext neuerer Diskussionen zu stellen und nach aktuellen *Möglichkeiten einer Reformulierung ‚kritischer' Sozialforschung* zu fragen.

1. Die Ambivalenzen des Positivismusstreits

In der Geschichte der Kritischen Theorie markiert der *Positivismusstreit* eine Phase, in der ihre methodologischen Prinzipien als empirische Wissenschaft erstmals in einer ‚reinen' Form postuliert wurden. Dies war, wie sich inzwischen gezeigt hat, nicht unproblematisch, denn losgelöst von allen konkreten Untersuchungen verkam die Argumentation sehr rasch zu einer metatheoretischen Debatte, die für die Praxis der empirischen Sozialforschung relativ bedeutungslos blieb. In unserem Zusammenhang bietet der Positivismusstreit aber dennoch Anknüpfungspunkte: Liest man ihn nämlich unabhängig von allen späteren Verflachungen, so treten in den Texten von *Popper, Adorno, Albert* und *Habermas* zwei verschiedene *‚Typen' sozialwissenschaftlicher Empirie* zu Tage, die in ihren Vorstellungen zur Struktur empirischer Erfahrungen ebenso divergieren wie in ihren Begriffen von wissenschaftlicher Erklärung und Überprüfung. Allgemein könnte man von den Modellen der *Tatsachen-* und der *Totalitätsempirie* sprechen — zwei Stichworte, die sich in ihrem Kern wie folgt umreißen lassen:

— Betrachtet man zunächst die Position der *Tatsachenempirie,* wie sie durch *Popper* und *Albert* repräsentiert wird, so baut diese auf einer klaren, aber gerade deshalb auch selektiven Trennung von wissenschaftlicher und vorwissenschaftlicher Erfahrungsverarbeitung auf. Von der vorwissenschaftlichen Wahrnehmung, so die positivistische Grundthese, unterscheidet sich die wissenschaftliche dadurch, daß sie menschliches Verhalten durch „Erklärung" und „Prognose" einer idealiter instrumentell-subjektfreien und in diesem Sinne ‚rational' kontrollierbaren Handhabung zugänglich machen will. Als *empirische* Wahrnehmungen werden dementsprechend nur solche Erfahrungsgehalte anerkannt, die als subjektunabhängige ‚Tatsachen' dargestellt und auf ein nomologisch-deduktives Aussagesystem bezogen werden können (vgl. *Popper* 1949, S. 115; *Albert* 1957, S. 126; *Opp* 1970, S. 29 ff.). Erfahrungen, die sich nicht tatsachenbezogen ausdrücken lassen, gelten hingegen als ‚metaphysisch' bzw. ‚unempirisch', so daß die als empirisch anerkannte Wirklichkeit auf die Welt der Tatsachen reduziert wird.

— Die von Seiten der Kritischen Theorie vertretene Position der *Totalitätsempirie* basiert demgegenüber auf einem weiteren Erfahrungsbegriff: Gegen den Typus der instrumentellen Tatsachenerfahrung setzen *Adorno* und *Habermas* die „vorgängige Erfahrung der Gesellschaft als Totalität" (*Habermas*

1963, S. 160). Als *empirisch* geraten somit genau jene Wirklichkeiten in den Blick, die vom Positivismus als vor- bzw. außerwissenschaftlich ausgegrenzt werden, nämlich „moralische Gefühle, Einstellungen, lebensgeschichtliche Krisen, Einstellungsänderungen im Zuge einer Reflexion" (*Habermas* 1964, S. 238). Zwar gehen derartige ‚Totalitätserfahrungen' im szientistischen Kalkül nicht auf, aber sie sind für das Wirklichkeitsverständnis der handelnden Subjekte insofern von entscheidender Bedeutung, als sie identitätsbildende bzw. -verändernde Erfahrungen des gesellschaftlichen Insgesamt markieren. Ihre Verwissenschaftlichung — und hier setzt das Kernproblem einer nicht-positivistischen Sozialforschung an — erfordert jedoch zwangsläufig eine alternative Methodologie und Forschungspraxis, und sie ist letztlich auch nur dann denkbar, wenn die im Tatsachenmodell vorgenommene „akademisch attraktive Unterscheidung des Wissenschatflichen vom Vorwissenschaftlichen" (*Adorno* 1969, S. 26 f.) weniger rigide gehandhabt wird.

Die skizzierten Konzepte einer *‚positivistisch-tatsachenbezogenen'* und einer *‚kritisch-totalitätsbezogenen' Erkenntnisproduktion* sind in den sechziger Jahren trotz heftiger Debatten allerdings kaum als divergierende ‚Empirietypen' diskutiert worden. Stattdessen erschien die Auseinandersetzung eher als ein Disput zwischen den Vertretern einer ‚theoretischen' und einer ‚empirischen' Soziologie, wobei den Positivisten die Rolle der Empiriker, der Kritischen Theorie hingegen der Theoriepart zufiel. Jenseits aller Trivialisierungen der Rezeption wurde diese mißverständliche Sichtweise durch die Kontrahenten selbst noch gefördert, denn in der Hektik der Polemiken griffen auch sie häufig auf jene vereinfachende Kontrastierung von ‚Theorie' und ‚Empirie' zurück, die gerade in der deutschsprachigen Soziologie auf eine lange Tradition zurückblicken kann. Exemplarisch sei beispielsweise auf *Popper*s Gleichsetzung von ‚dialektischer Theorie' und ‚spekulativer Sozialphilosophie' verwiesen (*Popper* 1940, S. 263 ff.; 1949, S. 115 ff.), die später von *Albert* durch die Identifizierung von ‚positivistischer' und ‚empirischer' Wissenschaft passend ergänzt wurde (vgl. *Albert* 1957, S. 130 ff.; 1964, S. 199 ff.). Durch solche Etikettierungen kam es nicht nur zu einer sukzessiven Verengung des Theoriebegriffs; parallel dazu ist auch eine Umwertung des Empirischen zu beobachten, denn durch Etikettierungen wie „empirische Theorie" (*Albert* 1957, S. 128) oder „deduktiver Empirismus" (*Scheuch/Rüschemeyer* 1956, S. 348), sprach sich der Positivismus von vornherein eine Art Alleinvertretungsanspruch in Sachen Empirie zu, der von den Vertretern der Kritischen Theorie kaum ernsthaft in Frage gestellt wurde.

Letzteres gilt insbesondere für *Adorno,* der an manchen Stellen ‚Theorie' mit ‚kritischem Verhalten', ‚Empirie' hingegen mit ‚schlechter Wirklichkeit' und ‚Tatsachenforschung' gleichsetzte (vgl, *Adorno* 1957, S. 81; 1969, S. 18 f.). Nicht ganz so holzschnittartig mutet demgegenüber die *Habermas*sche Argumentation an, die zweigeteilt verläuft: Auf der einen Seite wird das tatsachenbezogene Modell überall dort akzeptiert, wo es um die Rekonstruktion „instrumenteller" bzw. instrumentell handhabbarer Erfahrungen geht. Auf der anderen Seite stehen bei *Habermas* die hierauf nicht reduzierbaren totalitätsbezogenen „kommunikativen" Erfahrungen, die allein hermeneutisch-diskursiv objektivierbar sind (vgl. *Habermas* 1964, S. 255 ff.; 1967, S. 149 ff.). Der Anspruch der ‚kritischen' Empirie wurde hierdurch freilich indirekt beschnitten, denn sie erscheint nicht mehr als eine gegenüber dem Positivismus alternative, sondern eher als eine ihn ergänzende Strategie. Sofern die Differenz zwischen instrumentellen und kommunikativen Erfahrungen stets als eine solche zwischen „empirischen" und „symbolischen"

Darstellungen beschrieben wird, drängt sich darüber hinaus der Eindruck auf, als ob die „symbolischen Darstellungen" eben nicht empirisch, sondern, in welchem Sinn auch immer, „unempirisch" seien, weshalb auch in diesem Falle das positivistische Empiriemonopol unterschwellig wieder anerkannt wurde.

2. Empirie und empirische Forschung

Die Unzulänglichkeiten und Selbstblockierungen des Positivismusstreits geben vor allem zwei Probleme zu erkennen: Zum einen darf die Diskussion über kritische Theorie als empirische Wissenschaft offensichtlich *nicht ohne Rückkoppelung zum konkreten ‚Wie' des Forschungsalltags* geführt werden; die Rede von einer totalitätsbezogenen Empirieproduktion macht vielmehr nur dann Sinn, wenn sie jenseits der Ideologiekritik am Positivismus auch die Explikation eigenständiger methodischer Vorstellungen mit einschließt. Die Forderung nach methodischer Konkretisierung läßt sich aber andererseits nur in dem Maße einlösen, wie die offene oder verdeckte Gleichsetzung von ‚Empirie' mit ‚Tatsachen' aufgehoben und ein *übergreifendes Konzept* entwickelt wird, vor dessen Hintergrund positivistische und kritische Ansätze als potentiell konkurrierende Muster mit je eigenen Formen der Abgrenzung, Objektivierung und Verallgemeinerung empirischer Entitäten erscheinen.

Unter dieser Perspektive muß freilich der *Begriff des Empirischen* selbst zum Problem gemacht werden — ein Schritt, der in den gängigen Hand- und Lehrbüchern zur empirischen Sozialforschung kaum vollzogen wird. Die Frage, welche Formen der Erfahrungsverarbeitung mit dem Stichwort *‚Empirie'* verbunden werden können, bleibt dort vielmehr offen, und jenseits der obligatorischen wissenschaftstheoretischen Vorüberlegungen wird oft mit naiv-realistischen Konnotationen gearbeitet. ‚Empirie' erscheint nämlich meist als eine von uns unabhängige Außenwelt, die eine gleichsam ‚natürliche' Überprüfungsinstanz für allgemeine Aussagen bildet; es gilt sie in und über Theorien zu erklären, die jedoch nur den Status von vorläufigen Vermutungen haben und durch die Konfrontation mit der empirischen Welt stets wieder falsifiziert werden können. Eine solche Identifikation von ‚Empirie' und ‚Außenwelt' ist allerdings selbst dann unsinnig, wenn sie unter bezug auf *Popper*s Falsifikationismus zu rechtfertigen versucht wird — gibt es doch für das erkennende Subjekt keine Außenwelt ‚an sich', sondern empirische Erfahrungen sind immer schon interpretierte, also von den Subjekten angeeignete und durch sie veränderte. So gesehen läßt sich Empirie auch nur als eine Art ‚künstlicher Wirklichkeit' begreifen, die ebenso theorie- wie subjektabhängig ist; sie markiert eine gesellschaftlich produzierte Realität, deren Gestalt über die Regeln ihrer Herstellung bestimmt wird, und dies bedeutet nichts anderes, als daß eine Diskussion des Empirischen zunächst als eine Analyse der *Produktion des Empirischen* erfolgen muß.

2.1 Die gesellschaftliche Konstruktion des Empirischen

Überlegungen zur *Produktion von Wirklichkeit* haben, wenngleich z. T. unter anderen Etiketten, eine recht ehrwürdige Tradition, denn das Wissen um die Bedingtheit des Empirischen gehört seit *Kant* zu den Grundeinsichten der Erkenntnistheorie. Jenseits der klassischen Konstitutionsphilosophie (*Kant/Hegel*) und der Phänomenologie (*Husserl*) sind derartige Analysen im wesentlichen von Seiten der Wissenssoziologie vorgenommen worden, wobei vor allem die Arbeiten von

Schütz (1932, 1952/54) und *Berger/Luckmann* (1966) hervorzuheben sind. Im Unterschied zur älteren Wissenssoziologie à la *Scheler/Mannheim* geht es diesen Autoren nämlich darum, die Prinzipien der gesellschaftlichen Empirieherstellung konstitutionstheoretisch zu dechiffrieren. *Das Empirische* erscheint hierbei als eine *konstruktiv-rekonstruktive Beziehung von Wissen und Wirklichkeit*, deren Struktur zunächst am Beispiel der Alltagswelt sowie weiterführend anhand wissenschaftlicher Wirklichkeitsvorstellungen beschrieben wird.

Ausgangspunkt der Argumentation ist die auf den ersten Blick recht triviale Annahme, daß Aussagen über die Wirklichkeit stets auf eine je gegebene Außenwelt bezogen sind, die es zu bewältigen bzw. zu handhaben gilt. Unter diesem Blickwinkel repräsentieren sie den Versuch einer Rekonstruktion unabhängiger Phänomene, die „ungeachtet unseres Wollens" (*Berger/Luckmann* 1966, S. 1) existieren und in ihrer Autonomie das begründen, was man die ‚objektive' Außenwelt nennen könnte. Diese ‚objektive' Welt ist aber für die Handelnden nicht per se ‚wirklich'; ‚Wirklichkeit' im Sinne von ‚Empirie' konstituiert sich vielmehr nur in dem Maße, wie die Phänomene der Außenwelt in einen sinnhaften Zusammenhang gebracht und als *soziale „Um-", „Mit-" und „Vorwelt"* begründet werden. Um als ‚wirklich' gelten zu können, müssen die Objekte also zu *sozialen* werden, denn nur in dieser Form werden sie von den Subjektiven wahrgenommen und gehandhabt. Dies bedeutet nichts anderes, als daß die Konstitution von ‚Wirklichkeit' *jenseits* der naturhaften Gegenständlichkeit der Welt verläuft, auch wenn sie diese selbst notwendig voraussetzt: Sie beruht auf Prozessen einer *handlungspraktisch* motivierten Herausbildung von Sinn- und Bedeutungszusammenhängen, durch die eine je gegebene Außenwelt *von* den Subjekten angeeignet und *für* sie konstituiert wird.

‚Wirklichkeit', so könnte man zusammenfassen, ist also ein *gesellschaftliches Konstrukt*, das jene Aspekte der Außenwelt repräsentiert, die von den gesellschaftlichen Subjekten aufgrund handlungspraktischer Bezüge als bedeutsam erlebt beziehungsweise angeeignet werden. Aus der Bedeutung der handlungspraktischen Momente folgt auch, daß die Erfahrung der Außenwelt als ‚Wirklichkeit' je nach den Bedingungen und Grenzen des Handelns unterschiedlich ausfallen kann: Was in der einen lokal-historischen Situation als ‚empirisch' gilt, muß es in einer anderen durchaus nicht sein, und selbst zu ein und demselben Zeitpunkt können Diskrepanzen im sozialen Kontext zu divergierenden Realitätswahrnehmungen führen. Oder in den Worten von *Berger/Luckmann:* „Was für einen tibetanischen Mönch ‚wirklich' ist, braucht für einen amerikanischen Geschäftsmann nicht ‚wirklich' zu sein" (*Berger/Luckmann* 1966, S. 3).

Der Bereich des Empirischen ist demnach nicht etwas Festes und nicht Hintergehbares, sondern durch eine beträchtliche *zeitliche, soziale und sachliche Relativität gekennzeichnet.* Diese, für den gängigen Sprachgebrauch zweifellos irritierende Feststellung wird durch ebenso zahlreiche wie unterschiedliche Untersuchungen bestätigt. So ist z. B. seitens der Wahrnehmungspsychologie die schichtenspezifische Bedingtheit und Veränderbarkeit der Sozialwahrnehmung gezeigt worden (vgl. *Holzkamp* 1973). Umfangreicher und eindrucksvoller sind freilich die ethnologischen Untersuchungen über das „fremde Denken" anderer Kulturen (vgl. *Kippenberg/Luchesi* 1978), die immer wieder den Ethnozentrismus unserer eigenen Wirklichkeitsvorstellungen belegen. Die These von der Relativität des ‚Empirischen' läßt sich auch unter bezug auf die Entwicklung der eigenen Kultur demonstrieren, denn hier zeigen sich ebenfalls gravierende Verschiebungen in der Akzentuierung dessen, was als ‚empirisch' angesehen wird und was nicht. So markiert

die Geschichte der sozialen Selbstinterpretation, wie sie sich in der Entwicklung der politischen Theorie der bürgerlichen Gesellschaft niederschlagen, nicht nur eine Veränderung von Begründungs- bzw. Legitimationsfiguren, sondern verweist auch auf einen Strukturwandel von ‚Empirie', in dessen Verlauf neue Wirklichkeiten eingeübt und alte anachronistisch werden. Exemplarisch sei hier auf den Prozeß der *Bedeutungsverschiebung von Begriffen* wie ‚Freiheit' und ‚Eigentum' verwiesen: Bei *Hobbes* beispielsweise werden sie zwar im bürgerlichen Sinne gebraucht, aber zugleich in ein traditionelles Herrschaftsverständnis eingebunden und durch dieses legitimiert. Anders hingegen sieht die Situation bei *Locke* oder *Smith* aus, die wie selbstverständlich mit den neuen Inhalten argumentieren, wobei der sich abschwächende Begründungszwang ein Indikator dafür ist, daß die Strukturen von Freiheit und Eigentum konkreter erhebbar und in diesem Sinne auch ‚empirischer' geworden sind.

2.2 *Alltagsweltliche und wissenschaftliche Erfahrungsverarbeitung*

Die Argumentationen zur „gesellschaftlichen Konstruktion des Empirischen" werden mit Vorliebe anhand von *alltagsweltlichen* Wirklichkeitsvorstellungen erläutert, die nicht-reflexive und assoziativ generalisierende Züge tragen. Als eingeschliffene Routinen und/oder überlieferte Traditionen können derartige Empiriebestände zwar durchaus resistent gegenüber Veränderungen sein, aber in der Regel haben sie nur solange Bestand, wie sie die Handhabung einer je gegebenen Außenwelt ermöglichen. Letzteres erklärt sich aus der handlungspraktischen Orientierung, die ihrerseits die entscheidende Voraussetzung für die zeitliche, soziale und sachliche Relativität des Empirischen bildet. Eben hier ist auch der Unterschied zur *wissenschaftlichen* Empirieproduktion festzumachen, denn diese verläuft im Vergleich zur Alltagswelt in einem doppelten Sinne *handlungsentlastet:*

a) Zunächst einmal entstehen wissenschaftliche Aussagesysteme stets in *eigenständig institutionalisierten* Bereichen, wobei sie sich dadurch auszeichnen, daß sie zwar von alltagsweltlichen Handlungsproblemen ausgehen, aber diese ‚nichtalltäglich', nämlich ohne unmittelbaren Handlungszwang betrachten.

b) Die institutionelle Abgrenzung führt zugleich zu *kognitiven Besonderheiten,* die gemeinhin das Thema der Erkenntnistheorie bilden und unter dem Stichwort der ‚Handlungsentlastetheit' vor allem von *Habermas* (1973) beschrieben worden sind.

Nach *Habermas* bedeutet Handlungsentlastung eine „Virtualisierung von Geltungsansprüchen" mit der Folge, „daß wir gegenüber Gegenständen der Erfahrung ... einen Existenzvorbehalt anmelden und Tatsachen wie Normen unter dem Gesichtspunkt möglicher Existenz bzw. Legitimität betrachten können" (*Habermas* 1973, S. 214). An die Stelle der unmittelbaren Wirklichkeitsgewißheit des Alltags tritt somit die Unterstellung, daß die Realität nicht unbedingt so sein muß, wie sie sich situativ handlungsbezogen darstellt — eine Annahme, die im „alltagsweltlichen Erkenntnisstil" (*Berger/Luckmann* 1966, S. 2) unüblich ist. Dort nämlich wird die Realität als eine Handlungswirklichkeit im Hier und Jetzt rekonstruiert, wobei die Dimensionen des ‚subjektiven' Wissens und der ‚objektiven' Außenwelt für die Handelnden selbst in der Regel zusammenfallen. Im „wissenschaftlichen Erkenntnisstil" (*Schütz* 1953/54, S. 282 ff.) ist diese lebensweltlich enge Verknüpfung von Reflexions- und Handlungsperspektiven hingegen durchbrochen: ‚Subjektives' Wissen und ‚objektive' Außenwelt treten gleichsam auseinander, so daß das Verhältnis zwischen Aussagen über die Wirklichkeit und der Wirk-

lichkeit selber zu einem systematischen Problem wird: Insofern nicht mehr alles das als ‚wirklich' gelten kann, was situativ-handlungsbezogen selbstverständlich ist, muß explizit festgelegt werden, was als ‚wirklich' gelten soll und was nicht.

Die erkenntnislogisch-allgemeine Lösung dieses Problems und damit die „Möglichkeit von Wissenschaft" (*Mittelstraß* 1974) besteht darin, daß die *Verallgemeinerbarkeit von Aussagen* zum entscheidenden Kriterium der Wirklichkeitsbestimmung avanciert: Unter der Voraussetzung sozialer Handlungsentlastetheit bestimmt sich der empirische Charakter eines Phänomens danach, inwiefern es auf einen allgemeinen beziehungsweise handlungsentlastet allgemein konsentierbaren Satz bezogen und durch diesen selbst begründet werden kann. Hiermit ist zugleich eine Umdefinition des Empirischen gesetzt, denn ‚Empirie' ist nicht mehr dasjenige, was als fraglos wahr und wirklichkeitsgesättigt erlebt wird, sondern eine letztlich ‚beweisentlastete' Bestätigung eines theoretisch-allgemeinen Sinnzusammenhanges, der in den besonderen Wirklichkeiten, die er begründen soll, eindeutig abbildbar sein muß. Oder anders formuliert: ‚Empirie' ist ein *‚besonderes'* Phänomen, das mit Hilfe eines *‚allgemeinen'* Satzes erklärt werden soll, und dessen empirischer Charakter auch erst durch diesen Satz verständlich wird.

Die Abgrenzung des wissenschaftlichen vom alltagsweltlichen Empirieverständnis ist hiermit allerdings keineswegs erschöpfend erklärt. Was nämlich als ‚allgemeiner' Satz beziehungsweise als ‚besonderes' Phänomen Anerkennung findet, hängt selbst noch von den kognitiven und sozialen Strukturen des jeweiligen Wissenschaftssystems ab, und insofern diese gesellschaftlich bestimmt sind, kann die Grenzziehung gegenüber der vorwissenschaftlichen Erfahrung unterschiedliche Gestalt annehmen. Dies zeigt sich vor allem, wenn man historisch weit auseinanderliegende Empiriekonzepte, wie beispielsweise das an *Aristoteles* anknüpfende *antike* Modell mit dem sich seit *Kopernikus* durchsetzenden *neuzeitlichen* Empirieverständnis vergleicht. Hier treten Differenzen in der Konzeptualisierung von *Erkenntnissubjekt, Erkenntnisperspektiven* und *Erkenntnisverfahren* zu Tage, die so gravierend sind, daß der Übergang vom einen zum anderen Konzept letztlich auf eine Neukonstitution von Wirklichkeit hinausläuft. So verweist das Erkenntnissubjekt im antiken Modell auf den Polis-Bürger, dessen lebensweltlich eingeschliffene Ordnungsschemata den Referenzpunkt zur Ein- bzw. Abgrenzung empirischer Entitäten bilden (vgl. *Mittelstraß* 1974, S. 65). Im neuzeitlichen Modell hingegen ist es der sich hypothetisch-experimentell verhaltende Handwerker beziehungsweise Ingenieur, der als Referenzpunkt der Erkenntnisproduktion fungiert, und für diesen gelten weniger die unmittelbar gegebenen Unterscheidungszusammenhänge als ‚wirklich', sondern primär die instrumentell überprüfbare Realität. Aus den andersartigen Erkenntnisprinzipien ergeben sich auch andere Erkenntnisverfahren, denn Behauptungen über die Realität werden im neuzeitlichen Modell nicht unter Berufung auf die unmittelbare Evidenz gerechtfertigt, sondern beziehen sich auf einen spezifisch konditionierten Realitätsblick, der durch hypothetisch-deduktive und experimentelle Orientierungen gekennzeichnet ist (vgl. *Bulthaup* 1973, S. 31 ff.; *Krohn* 1977, S. 61 ff.).

2.3 Binnendifferenzierungen wissenschaftlicher Empirieproduktion

Vor allem in wissenschaftssoziologischen Analysen (vgl. z. B. *Zilsel* 1942) wird der *Übergang vom antiken zum neuzeitlichen Modell* zumeist als Erkenntnisfortschritt auf allen Ebenen gewertet: Er markiere „eine Einsicht in die Bedeutung der Erfahrung" (ebd., S. 148), durch die die wissenschaftliche Erkenntnisproduk-

tion auf eine neue Grundlage gestellt und erstmals eine rein erfahrungsbegründete Wissenschaft ermöglicht werde. Gegenüber dieser These ist jedoch Skepsis angebracht, denn genau genommen bedeutet die Durchsetzung des neuzeitlichen Modells eine gleichzeitige Erweiterung und Verengung des wissenschaftlichen Erfahrungsbegriffs: Die *erkenntniserweiternde Bedeutung* der instrumentellen Techniken besteht darin, daß sie den Weg zu einer rationalistischen Verfügung über den zuvor weitgehend tabuisierten Bereich des ‚Magischen' eröffnen. Auf der anderen Seite ist jedoch auch eine *Restringierung des Wirklichkeits- und Objektivitätsverständnisses* zu beobachten: Aufgrund des apparativen Charakters der neuen Empirie werden alle Erfahrungsgehalte, die nicht instrumentell kontrollierbar sind, ausgegrenzt bzw. in den Bereich des bloß Subjektiven abgedrängt. Diese ‚Kosten' werden in den ‚harten' Wissenschaften, den sog. „Sciences", freilich kaum gesehen, obwohl man umgekehrt durchaus die These vertreten könnte, daß die ‚neue' Empirie bei aller Erhöhung der instrumentellen Verfügungsgewalt zugleich zu einer wachsenden Inadäquanz gegenüber den Prozessen der gesellschaftlichen Erfahrungsbildung geführt habe — läßt sich letztere doch kaum auf die Klasse der instrumentellen Erfahrungen reduzieren.

Daß diese Behauptung keineswegs unsinnig ist, zeigen die seit dem 19. Jahrhundert einsetzenden Kontroversen um das Verhältnis von Natur- und Geisteswissenschaften (*Rickert, Windelband, Dilthey*), die sich auch als Auseinandersetzungen um unterschiedliche Formen der Empirieproduktion lesen lassen. Was nämlich in den Geisteswissenschaften erfaßt werden soll, ist jene Wirklichkeit, die sich in den instrumentellen Kategorien der „Sciences" nicht ausdrücken läßt, obwohl ihr im Bewußtsein der Handlungssubjekte selbst durchaus ein ‚empirischer' Charakter zukommt. Wie aber läßt sich dieser Wirklichkeitscharakter beschreiben, und, wichtiger noch, in welchem Verhältnis steht er zur naturwissenschaftlich erfaßbaren Welt? Eine Antwort auf diese Frage kann nur dann gefunden werden, wenn man sich klar macht, daß das Empiriemodell der „Sciences" ein evolutionär spätes Konzept bezeichnet, dessen Leistung darin besteht, die von den Subjekten hergestellte Wirklichkeit subjektfrei zu betrachten. Diese Sichtweise ist ebenso ungewöhnlich wie hoch selektiv, und wie jedes naturwissenschaftliche Experiment deutlich macht, erfordert ihre Realisierung z. T. aufwendige Vorkehrungen in Gestalt spezifischer Versuchsanordnungen. Nur diese garantieren jenen ‚subjektfreien' Blick, der gegenüber der alltagsweltlichen Wahrnehmung als eine hochkomplexe Ausdifferenzierung zu begreifen ist, denn die Alltagswelt ist keine subjektfreie, sondern eine intersubjektive Angelegenheit, die ‚diffus', nämlich als Einheit von kognitiven, normativen und expressiven Momenten hergestellt wird.

Die im Vergleich zur naturwissenschaftlichen Wahrnehmung undifferenziertere Form der Empirieherstellung in der Alltagswelt verweist auf einen Modus der Erfahrungsverarbeitung, der jenseits des Beobachtens der ‚Sciences' liegt und im 19. Jahrhundert zunächst von *Wilhelm Dilthey* unter dem Stichwort des *Erlebens* beschrieben worden ist. Erleben wird von *Dilthey* als eine spezifisch menschliche Perzeptions- und Verarbeitungsform charakterisiert, bei der die Welt als ein Insgesamt erfahren wird, d. h. als ein „Zusammenhang des Ganzen, der uns lebendig gegeben ist" (*Dilthey* 1894, S. 172). Entscheidend ist dabei das synthetisierende Moment, denn durch die subjektbezogene Erfahrungsorganisation können höchst unterschiedliche Bedeutungsperspektiven integriert werden. Hierbei fungiert die „innere Erfahrung" (genauer: die Identität) der Subjekte als ein Katalysator, der sowohl die Selektion als auch die Vermittlung verschiedener Erfahrungsgehalte

ermöglicht, so daß diese im Erleben nicht auseinanderfallen, sondern als konstitutiv miteinander verknüpft erscheinen.

Aus dem Erlebnischarakter der sozialen Welt folgte für *Dilthey* zugleich, daß die szientistischen Rekonstruktionsstrategien für die empirische Analyse zu kurz greifen. Der Realitätsgehalt ‚geistiger' beziehungsweise sozialer Wirklichkeiten tritt nicht im subjektfreien ‚Erklären' zu Tage, sondern erfordert ein subjektbezogenes ‚*Verstehen*' als eine mimetische Nachkonstruktion des erlebten Insgesamt. Wie diese *mimetische Nachkonstruktion* im einzelnen zu denken ist, erläutert *Dilthey* am Modell der Introspektion, wobei das Verstehen grundsätzlich mit einem ‚Einfühlen' in fremde Sinn- bzw. Bedeutungszusammenhänge gleichgesetzt wird (vgl. *Dilthey* 1895/96, S. 265 f.). Letztlich erscheint es als ein dem Erleben paralleler Modus der Erfahrungsverarbeitung, denn als ‚Einfühlen' bedeutet das Verstehen nichts anderes als ein reflektiv kontrolliertes Nacherleben, das — ähnlich wie das ‚Original' — wesentlich durch subjektbezogen-synthetisierende Momente gekennzeichnet ist.

Diltheys Beschreibung ist insofern aufschlußreich, als sie Hinweise auf die spezifische Qualität der subjektbezogenen Erfahrungsverarbeitung gibt. Ihre Schwächen lassen sich jedoch andererseits kaum übersehen, denn ‚Erleben' und ‚Verstehen' werden bei ihm ausschließlich bewußtseinspsychologisch gefaßt. Das verstehende Nacherleben stellt sich dementsprechend als ein gesellschaftlicher Prozeß dar, dessen Wurzeln in einer anthropologisch gesetzten „inneren Erfahrung" lokalisiert werden, die als solche nicht mehr überprüfbar ist. Genau hier setzt in der Regel auch die Kritik an *Dilthey* an, wobei mit dem Verweis auf die psychologistischen Konnotationen meist sein gesamter Ansatz verworfen wird. Letzteres erscheint jedoch vorschnell: Die Konzepte des ‚Erlebens' und ‚Verstehens' lassen sich nämlich durchaus soziologisch reformulieren, und ihre Bedeutung für das Problem der Binnendifferenzierung wissenschaftlicher Empiriekonzepte tritt auch erst unter dieser Perspektive voll zu Tage.

Ansatzpunkte für eine solche Reformulierung bieten insbesondere die Arbeiten von *George Herbert Mead*, der den *Dilthey*schen Psychologismus durch eine interaktionistische Konzeption ersetzt und die Sozialwahrnehmung als einen kommunikativ bedingten Prozeß der symbolischen Besetzung und Neukonstitution von Objekten beschreibt (vgl. *Mead* 1924 ff., 1932, 1934). Diese Akzentuierung läßt sich zunächst an seiner Theorie der „Dingkonstitution" (*Joas* 1980, S. 143) sowie weitergehend am Konzept der interaktionsbezogenen Rollenübernahme (vgl. *Mead* 1934, S. 207 ff.) studieren, das zugleich als eine Theorie der Struktur erlebter Handlungswirklichkeiten begriffen werden kann. Die Synthetisierungsleistungen des Erlebens stellen sich nämlich stets in der Weise her, daß die an einer Situation Beteiligten in ihrem Handeln externe Perspektiven hypothetisch übernehmen, sich mit ihnen identifizieren beziehungsweise von ihnen distanzieren und damit die systematischen Grenzen der Situation ebenso festlegen wie die Möglichkeiten der subjektiven Synthetisierung von Bedeutungsverschiedenheiten. Derartige *Vorgänge der virtuellen Übernahme und reflexiven Distanzierung von situativ gegebenen Bedeutungsperspektiven* kennzeichnen auch das wissenschaftliche Verstehen von erlebten Wirklichkeiten, denn dieses bedeutet kein ‚Aufgehen' im Erleben, sondern dessen *interpretative Nachkonstruktion*, wobei das Ziel darin besteht, die kommunikative Wirklichkeit von Erlebnis- und Symbolisationszusammenhängen herauszuarbeiten.

Zwar findet sich bei *Mead* keine explizite Argumentation zur Differenz zwischen (naturwissenschaftlichem) ‚Erklären' und (geisteswissenschaftlichem) ‚Ver-

stehen' — er selber lehnte diese Unterscheidung sogar eher ab —, aber ungeachtet dessen eröffnen seine Überlegungen durchaus einen Weg zur Wiederaufnahme der alten Kontroversen, und zwar jenseits der Blockierungen des 19. Jahrhunderts. Dies um so mehr, als die angedeuteten Thesen darauf verweisen, daß das neuzeitliche Empiriekonzept der „Sciences" kaum ungebrochen universalisiert werden kann. Sofern nämlich soziale Wirklichkeiten nicht apparativ, sondern kommunikativ bedingt sind, erfordert ihre Rekonstruktion eine Anpassung an die lebensweltlichen Formen der Erfahrungsverarbeitung, die aus dem Blickwinkel der Naturwissenschaften eher unzulässig ist. In mancher Hinsicht erinnert die verstehende Empirieproduktion deshalb auch eher an das aristotelische Empiriemodell, bei dem „der Resonanzboden aller vorwissenschaftlich akkumulierten Erfahrung ungebrochen mitschwingt" (*Habermas* 1968, S. 182). Diese, unter den Imperativen des viel beschworenen „Fortschritts" der Wissenschaft oft ausgeblendeten Parallelitäten sind freilich mehr als ein bedauerliches Relikt aus „unreifen Zeiten", denn nimmt man die Selektivität des Empiriekonzepts der „Sciences" ernst, so verweisen sie auf eine notwendige Differenzierung der wissenschaftlichen Wirklichkeitswahrnehmung, die gerade für entwickelte Wissenschaftssysteme typisch ist und ihren Niederschlag sowohl in verschiedenen Wissenschafts- als auch Empirietypen findet.

3. Empirietypen und die Geschichte der empirischen Sozialforschung

Versucht man die skizzierte Argumentation auf eine kurze Formel zu bringen, so wäre zunächst von *zwei Empirietypen* auszugehen, nämlich von der apparativ bedingten *,Naturempirie'* einerseits und der kommunikativ bedingten *,Sozialempirie'* andererseits. Beide Konzepte verfügen über je eigene Strategien der Konstitution und Aneignung von Wirklichkeit, deren Differenz wie folgt zusammengefaßt werden kann: Während bei der ,Naturempirie' das Erkenntnissubjekt in seinem Verhältnis zur Realität mit der Metapher des hypothetisch-experimentell denkenden Ingenieurs beschrieben werden kann, der die Außenwelt als eine subjektunabhängige, a-gesellschaftliche Struktur erfährt, ist bei der ,Sozialempirie' von einem virtuellen Handlungssubjekt als Bezugspunkt der Erkenntnisproduktion auszugehen, für das sich die Realität als eine subjektbezogene-symbolische Wirklichkeit darstellt. Der instrumentellen Kontrolle einer naturhaft-objektiven Welt steht also die kommunikative Aneignung gesellschaftlich-intersubjektiver Welten gegenüber, und dieser Unterschied ist auch für die Erkenntnisverfahren folgenreich. Um nämlich die ,Naturempirie' herzustellen, muß die Außenwelt als ein ,subjektfreier' Wirkungszusammenhang gefaßt werden, der über instrumentell isolierbare ,Merkmale' bzw. Faktoren beschrieben und eindeutig ursachenbezogen erklärt werden kann. Anders hingegen sieht es bei der ,Sozialempirie' aus, denn hier stellt sich das, was als ,empirisch' gilt, erst über das interaktive Erleben der Handlungssubjekte her, weshalb soziale Empirizitäten grundsätzlich aus der Perspektive der Handelnden, also als handlungsbezogen relative, mit gleichermaßen normativen, kognitiven und expressiven Momenten zu rekonstruieren sind.

Aus dieser Charakterisierung der Sozialempirie wird nicht selten der Schluß gezogen, daß die gesellschaftliche Realität eine rein interpretative Angelegenheit sei. So vertritt beispielsweise *Thomas P. Wilson* (1970) die These, daß das, was innerhalb einer sozialen Situation als ,wirklich' gilt, sich nicht normengesteuert bzw. ,normativ' herstelle, sondern allein von den Interpretationsleistungen der Handlungssubjekte abhänge. Diese unter Berufung auf *Mead* entwickelte Behaup-

tung ist allerdings nur die halbe Wahrheit: Wie vor allem wissenssoziologische Analysen zeigen (vgl. *Berger/Luckmann* 1966, S. 49 ff.), läßt sich das von den Handelnden produzierte Wirklichkeitsverständnis trotz aller interpretativen Momente aus den aktiven Gestaltungsleistungen nur selten zureichend erklären. Es baut vielmehr — und dies verweist auf eine notwendige Differenzierung der bisherigen Argumentation — in der Regel zu einem großen Teil auf ‚geronnenen' Interaktionen in Form ritualisierter, routinisierter oder traditionsvermittelter Strukturen auf, die selbst über interpretationsbegrenzende Kraft verfügen. Genau genommen ist die Sozialempirie deshalb auch eher als doppelstrukturiert zu begreifen, nämlich als eine *ebenso normative wie interpretative Wirklichkeit*, die als solche nicht beliebig ist, sondern auf gesellschaftstypische Formen der Konstitution und Aneignung von Symbolisationszusammenhängen verweist.

Daß diese Differenzierung wichtig ist, läßt sich nicht zuletzt an der für die bürgerliche Gesellschaft typischen instrumentellen Überformung der Symbolstrukturen demonstrieren. Sofern nämlich durch die Universalisierung von Tausch und Warenproduktion die Verwertungsorientierung zum „organisierenden Zentrum sämtlicher gesellschaftlicher Beziehungen wird" (*Offe* 1972, S. 10), kommt es nicht nur zur Realisierung einer veränderten Naturwahrnehmung; der instrumentelle Umgang mit der Welt avanciert vielmehr zu einem gesellschaftlich allgemeinen Prinzip, und da die hierin nicht aufgehenden Empiriebestandteile auf die Ebene des Vorgesellschaftlichen beziehungsweise Privaten verschoben werden, können wesentliche Aspekte der sozialen Wirklichkeit ähnlich gehandhabt werden wie die äußere Natur, obwohl sie keineswegs in derselben Weise konstituiert sind. Dieser Zusammenhang erklärt auch, warum das instrumentell-tatsachenbezogene Empiriemodell der „Sciences" innerhalb der neuzeitlichen Wissenschaft zugleich für die Rekonstruktion subjektbezogener Realitäten brauchbar wird. Dieser Prozeß ist freilich als ein grundsätzlich widersprüchlicher zu begreifen, der nur um den Preis seiner Ideologisierung positiviert werden kann. Die instrumentelle Überformung der Sozialempirie bedeutet nämlich keineswegs eine schlichte Aufhebung ihrer kommunikativen Bedingtheit, sondern letztere wird eher verdeckt und bleibt latent durchaus wirksam, so daß die quasi naturhafte Handhabung der sozialen Wirklichkeit so gesehen stets unvollständig beziehungsweise gebrochen bleibt.

Die These von der Doppelstruktur beziehungsweise Widersprüchlichkeit der neuzeitlichen Sozialempirie läßt sich auch anhand der Geschichte der empirischen Sozialforschung demonstrieren, denn entgegen den ‚konventionellen' Darstellungen (vgl. z. B. *Lazarsfeld* 1961, *Obershall* 1965, *Maus* 1973) ist diese weit mehr als eine Geschichte der berühmten *„quantitative methods"*. Zwar repräsentieren letztere die ‚Normalform' der bürgerlichen Wirklichkeitswahrnehmung, aber neben den qualifizierend-tatsachenbezogenen Strategien, wie sie vor allem in der Entwicklung der Statistik deutlich werden, findet sich in Gestalt der *monographischen Arbeitsformen* eine zweite weitgehend vergessene Traditionslinie, die älter und jünger zugleich ist: Älter erscheint sie insofern, als sich die quantifizierende Perzeption erst unter den Bedingungen bürgerlich-kapitalistischer Vergesellschaftung aus ihren traditionalen Einbindungen löst und soweit autonomisiert, daß sie zu einem eigenständigen, andere Muster verdrängenden Konzept wird. Mit dem wachsenden Universalisierungsanspruch des Tatsachenblicks gelangen andererseits aber auch die am Erlebnischarakter der sozialen Realität anknüpfenden monographischen Muster zu einer neuen Blüte: Sie werden methodisiert und damit zu einer ‚bewußten' Strategie der Konstitution und Aneignung, die als solche

jünger ist als die Statistik und in ihrer nicht-verdrängbaren Bedeutung auch nur vor dem Hintergrund der Selektivitäten der quantifizierenden ‚Normalform' verständlich wird.

3.1 Zur Einübung und Durchsetzung des Tatsachenblicks

Wenn im folgenden von *statistisch-tatsachenbezogenen Arbeitsformen* die Rede ist, so sind damit jene Aneignungsstrategien gemeint, in denen die Wirklichkeit nach dem Vorbild der „Sciences" als ein *subjekt- und situationsfreier Zusammenhang* rekonstruiert wird. Entscheidend sind also die Momente der *Entsubjektivierung, Dekontextualisierung* und *Quantifizierung* von Sozialerfahrung, die ebenso langsam wie mühevoll eingeübt werden mußten und erst mit der Durchsetzung der bürgerlichen Gesellschaft zu einer sozialen Realität werden konnten.

Die Anfänge des soldhermaßen charakterisierten Tatsachenblicks liegen bekanntlich in der politischen Arithmetik, wie sie im späten 17. und 18. Jahrhundert in England entwickelt wurde, und zwar vor allem durch *John Graunt* (1622—1674) und *William Petty* (1623—1690) (vgl. *Kern* 1982, S. 27 ff.). Schon der auf *Petty* zurückgehende Name „politische Arithmetik" verweist auf eine Form der Konstitution und Aneignung, die im Vergleich zur vorbürgerlichen Zeit wahrhaft revolutionäre Züge trägt, denn Voraussetzung der politischen Rechenkunst war die für die damalige Zeit ungewöhnliche Annahme, „that social topics could be suspected on quantitative analysis" (*Lazarsfeld* 1961, S. 164).

Daß diese Form der Perzeption sozialer Realität zunächst in England entstand, ist durchaus bezeichnend, denn hier setzte sich — beschleunigt durch politische Einschnitte wie den Bruch *Heinrich VIII.* mit der römischen Kirche — die bürgerliche Vergesellschaftung am ehesten durch. Als kulturelle Voraussetzung dieses Umbruchs ist vor allem die Entstehung der protestantischen Wirtschaftsethik zu nennen, denn erst dies ermöglichte es, ein von ständischen Ungleichheiten befreites Subjekt zu denken, das durch den Tausch als dominantem Vergesellschaftungsmodus bestimmt ist und gerade als Tauschsubjekt zum rechenhaft operierenden „average citizen" werden kann. Wie die einschlägigen Arbeiten von *Graunt, Petty* und ihren Nachfolgern zeigen, kreiste die Einübung der Kategorien von Zahl und Maß dabei vor allem um drei Punkte:

a) Zum einen rief die durch den Übergang zur kapitalistischen Produktion bzw. Distribution bewirkte Ausweitung von Handel und Gewerbe einen zuvor unbekannten Informationsbedarf über den Markt und seine Bedingungen hervor, den die politische Rechenkunst zumindest partiell abzudecken versprach.

b) Zum zweiten begünstigte der expandierende Frühkapitalismus, nicht zuletzt zum Zwecke seiner eigenen Verstetigung, ein Wachstum der Versicherungswirtschaft, deren Entwicklung jedoch nur in dem Maße vorangetrieben werden konnte, wie ein gesichertes Wissen über Klientel und Schadenshäufigkeit gegeben war.

c) Ein dritter Verursachungskomplex ist schließlich in Festigung, Arrondierung und Wachstum der sich herausbildenden Territorialstaaten zu sehen, die stets quantitativ orientierte Bürokratien aus sich heraus setzten.

Der zuletzt genannte Punkt ist dabei von besonderer Bedeutung, und gerade in unterentwickelten Staaten wie Deutschland sind die administrativen Instanzen für die Einübung des Tatsachenblicks sogar wichtiger als ökonomische Veränderungen. Hier nämlich entwickelte sich die Statistik vornehmlich als eine ‚administrative Wissenschaft', und letztlich war es in diesem Fall der absolutistische Staat,

der seine Bürger das Zählen lehrte. Daß die Ordnung der Alltagserfahrung nach numerischen Größen unabhängig vom Gebrauchswert dennoch lange Zeit eine ‚ungewöhnliche' Wahrnehmung war, läßt sich nicht zuletzt an den Klassifikationsversuchen der deutschen Universitätsstatistik demonstrieren, wie sie durch *Hermann Conring* (1608—1681) und *Gottfried Achenwall* (1709—1772) repräsentiert wird. Vor allem *Conring* stand noch fest in den scholastischen Traditionen und orientierte sich immer an den etablierten aristotelischen Ordnungsschemata. Ähnliches gilt aber auch für *Achenwall:* Dieser begriff sich zwar wie *Petty* als ‚Realwissenschaftler' und bezeichnete die „Beobachtung" als entscheidende Quelle wissenschaftlicher Argumentation, aber die „Ordnung der Dinge" (*Foucault*) ergab sich für ihn noch nicht aus einer ökonomisch-instrumentellen, sondern eher aus einer traditionell-polyhistorischen Perspektive.

Der Zusammenbruch der Universitätsstatistik, die nach einer zeitgenössischen Aussage durch „die französische Revolution, ... und die ebenso außerordentlichen Erscheinungen in der Welt der Industrie" (*Lueder* 1812) zunehmend ‚unempirisch' erschien, ist allerdings ein Indikator dafür, daß sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts die tatsachenbezogene Wirklichkeitswahrnehmung universalisiert: Sie wird zu einer sozialen Selbstverständlichkeit und dringt allmählich auch in das (strukturell konservative) Wissenschaftssystem ein. Dies läßt sich an dem durch die Durchsetzung der Wahrscheinlichkeitsberechnung beschleunigten Übergang von der deskriptiven zur explikativen Statistik ebenso zeigen wie an der Entwicklung der Statistik zur „Gesellschaftswissenschaft" — eine Tendenz, die ihren zentralen Ausdruck in der „Physique Sociale" von *Lambert Adolphe Quetelet* (1796—1874) fand. Mit dieser Arbeit war nicht nur der Grundstein für die Transformation der Statistik zur „normal science" (*Kuhn* 1962) mit eigenständigem Gegenstandsbereich und „professionalisierter Wissenschaftspraxis" (*Bohling* 1979, S. 29) gelegt; die „Physique Sociale" macht vielmehr auch deutlich, was innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft als ‚normalwirklich' gilt und was nicht: ‚*Normalwirklich*', weil dem vorherrschenden Verhältnis zur sozialen Um- und Mitwelt entsprechend, sind genau jene Momente der Sozialerfahrung, die sich als subjektunabhängige Tatsachen darstellen und über die Medien von Recht und Geld instrumentell steuern lassen. Gegenüber der solchermaßen entsubjektivierten Empirie erscheinen andere Erfahrungsgehalte als ‚metaphysisch' oder bloß ‚subjektiv' — eine Etikettierung, durch die praktisch alle erlebnisgeprägten Perzeptionsformen aus dem gesellschaftlich akzeptierten Empirieraum ausgegrenzt wurden.

3.2 Monographien als alternative Arbeitsformen

Mit seinen Stufen der (a) Einübung, (b) Universalisierung und (c) Verwissenschaftlichung des Tatsachenblicks läßt sich der skizzierte Entwicklungsgang als ein *sozial-kognitiver Lernprozeß* begreifen, der gleichermaßen erkenntniserweiternde wie -restringierende Momente beinhaltet und ebenso verdeckt wie langsam voranschritt. Die ersten Anfänge der Sozialwahrnehmung in den Kategorien von Zahl und Maß finden sich bei einer gesellschaftlichen ‚Randgruppe', nämlich bei den Protobürgern der „praktischen Aufklärung" (*Schindler/Bonß* 1980), die außerhalb des etablierten Wissenschaftssystems standen und von Ausbildung und Berufspraxis her gesehen durch die ständigen Vergesellschaftungsformen nicht mehr eindeutig determiniert waren. Eine breitenwirksamere Institutionalisierung erfolgte dann durch die Ausweitung der kapitalistischen Ökonomie und die Verfestigung des modernen Zentralstaates, der häufig initiierende Funktion übernahm. Trotzdem galt die Tatsachenwahrnehmung bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts nur als

einer unter verschiedenen empirischen Blicken und blieb nicht selten in anderen Formen der Erfahrensverarbeitung eingebunden — eine Verdeckung, die erst nach der ideologischen Ausnahmesituation der Französischen Revolution aufbrach und in dem Maße verschwand, wie der Umgang mit Tatsachen im 19. Jahrhundert zu einer sozialen Selbstverständlichkeit wurde.

Kognitiv gesehen bedeutete dies einerseits eine Erhöhung der instrumentellen Verfügungsmacht über gesellschaftliche Prozesse, andererseits aber auch eine entscheidende Verengung des gesellschaftlichen Empirieraumes: Der Zusammenhang von kognitiven, expressiven und normativen Wirklichkeitsbestandteilen wird aufgesprengt, und durch die Autonomisierung dieser drei Dimensionen kommt es zu einer *Neukonstitution der Wirklichkeitswahrnehmung*, in deren Folge expressive und normative Momente zunehmend ‚unempirisch' erscheinen. Genauer noch lief dies auf eine *‚Spaltung' des Empirischen* hinaus: Auf der einen Seite steht nun die ‚öffentliche' Wirklichkeit der Tatsachen, auf der anderen Seite die ‚private' Welt der nicht-tatsachenbezogenen Erfahrungen, die sich in die quantifizierende Sprache der ‚Normalwirklichkeit' nicht übersetzen lassen und ihren Anspruch auf Verallgemeinerbarkeit einbüßen.

Diese Verengung des gesellschaftlichen Empirieraumes löste bereits im späten 18. Jahrhundert zum Teil massive Reaktionsbildungen aus, die zunächst vor allem in der literarischen Öffentlichkeit entstanden. Am bekanntesten ist hier die frühromantische Kritik des „ökonomischen Prinzips" der bürgerlichen Wirklichkeitswahrnehmung (*A. W. Schlegel*), die in der Forderung nach einer „Romantisierung der Welt" (*Novalis*) gipfelte — ein Schlagwort, das letztlich nichts anderes beinhaltete als den Versuch einer Reintegration von instrumentellen und nicht-instrumentellen Erfahrungsgehalten. Aber auch in den sich verfestigenden sozialwissenschaftlichen Einzeldisziplinen mehrten sich die Stimmen derer, die die Selektivität bzw. ‚Unvollständigkeit' des Tatsachenblicks kritisierten. Ein frühes Beispiel ist hier der bereits erwähnte *August Ferdinand Lueder*, der zwar die Wahrnehmung der Welt in den Kategorien von Zahl und Maß durchaus akzeptierte, aber sich dagegen wehrte, die soziale Wirklichkeit hierauf zu reduzieren.

Von *Lueder* läßt sich eine direkte Linie zur „historischen Nationalökonomie" ziehen, deren Vertreter seit der Mitte des 19. Jahrhunderts immer wieder eine gegenüber der Statistik ‚umfassendere' Analysekonzeption forderten und zumindest in der zweiten Generation, nämlich in der sogenannten jüngeren Schule, diese Forderung auch forschungspraktisch umzusetzen versuchten. Am ausgeprägtesten zeigt sich dies in den Arbeiten von *Gustav Schmoller* (1838—1917), der sich gegen die disziplinäre Zersplitterung der Sozialwissenschaften ebenso aussprach wie gegen die rein tatsachenbezogene, quantifizierende Analyse. Eine Rekonstruktion der „vollen Wirklichkeit", so seine These, sei nur bei einer Forschung mit *qualitativ-monographischen* Orientierungen möglich, wobei dieses Votum wie folgt erläutert wurde:

a) Erstes und wichtigstes Kennzeichen der monographischen Arbeitsform ist nach *Schmoller* ihre Ausrichtung auf den *Einzelfall*, denn Monographien sind exemplarische Analysen und keine Massenbeobachtungen.

b) Als Einzelfallanalysen zeichnen sie sich durch eine prinzipielle *induktive Orientierung* aus, die im Gegensatz zu den Deduktionen statistischer Beweisführungen gesehen wird.

c) Ein drittes Charakteristikum bildet schließlich die *experimentelle Orientierung*, denn im Unterschied zur Statistik gibt es für das induktiv-monographische

Vorgehen nach *Schmoller* keine fest definierten und erst recht keine abschließend formalisierbaren Regeln der Empirieproduktion.

Diese von *Schmoller* immer wieder beschworenen Grundsätze blieben bei ihm freilich recht vage, und präzisere Erläuterungen lassen sich zum Teil eher in den Argumentationen der zeitgenössischen Statistiker finden, die fast alle auf *Schmollers* Entwurf reagierten und ihn in ihre eigenen Systeme zu integrieren versuchten. So bezeichnete beispielsweise *Georg v. Mayr* die Monographie als eine „den subjektiven Standpunkt des Beobachters zum Ausdruck bringende qualitative Beschreibung" (*v. Mayr* 1895, S. 5), die dann und nur dann legitim sei, wenn eine wissenschaftlich entwickelte, und das heißt: quantifizierende Analyse nicht möglich ist. Diese Definition denunziert zwar die monographischen Arbeitsformen von vornherein als un- bzw. vorwissenschaftlich, aber gerade die scharfe Abgrenzung vom statistischen Objektivitätsideal macht andererseits jenen paradigmatischen Gegensatz deutlich, der bei *Schmoller* verschwommen blieb. Insofern nämlich die Monographie den „subjektiven Standpunkt des Beobachters" zum Ausdruck bringt, repräsentiert sie keine subjektfreie Rekonstruktion, die unabhängig von konkreten Erlebniszusammenhängen Bestand hat: Ihre Daten werden vielmehr grundsätzlich subjekt- und situationsbezogen organisiert, und dies verweist auf einen von der Statistik unterschiedenen Umgang mit sozialer Wirklichkeit. Während nämlich dort die soziale Welt nur insoweit als ‚empirisch' perzipiert wird, wie sie in isolierten Variablen zerlegbar ist, die als meßbare ‚Merkmale' in unterschiedlichen Situationen aufgefunden und verglichen werden können, bezieht sich der monographische Blick nicht auf Merkmale, sondern auf lebensweltlich tradierte Entitäten, die in dem Sinne als ‚wirklich' wahrgenommen werden, wie sie von den Handlungssubjekten selbst erlebt werden. Bei der monographischen Rekonstruktion geht es also sowohl um mehr als auch um anderes als bei der Statistik, denn erfaßt wird nicht eine kognitiv-instrumentell erfaßbare Ansammlung subjektunabhängiger Durchschnittseigenschaften, sondern ein Zusammenhang von kognitiven, expressiven und normativen Momenten, der als qualitative Besonderheit subjekt- und situationsbezogen begründet ist.

Die Charakterisierung der Monographie als ein subjekt- und situationsbezogener Modus der Empirieherstellung wird noch deutlicher, wenn man über die Konzepte des 19. Jahrhunderts hinaus auf neuere Überlegungen zur Logik kulturwissenschaftlicher Argumentationen zurückgreift, beispielsweise auf die des italienischen Historikers *Carlo Ginzburg* (1980/I, 1980/II). Dieser verficht nachdrücklich die These von der ‚doppelten Logik', der Humanwissenschaften, die nach *Ginzburg* eine ‚offizielle' und eine ‚inoffizielle' Entwicklungslinie aufweisen: Auf der ‚offiziellen' Seite steht das seit *Galilei* übliche *szientistische Paradigma,* auf der ‚inoffiziellen' hingegen das sog. *„Indizienparadigma"*, das gleichsam stillschweigend entstand und „nie ausdrücklich theoretisiert wurde — obwohl es faktisch sehr wirksam war und ist" (*Ginzburg* 1980/I, S. 8). Als Beispiel für eine derartig indizientheoretisch orientierte Forschung führt *Ginzburg* u. a. die sog. *Morelli*-Methode in der Kunstgeschichte und die Psychoanalyse an — zwei Konzepte, die „keineswegs unter die Kriterien von Wissenschaftlichkeit (fallen), die das *Galilei*sche Paradigma enthält" (*Ginzburg* 1980/II, S. 15). Dort nämlich erscheint die Wirklichkeit als ein Zusammenhang, in dem sich die empirisch-sichtbaren Besonderheiten in eindeutiger Abhängigkeit von theoretisch-allgemeinen Gesetzen bewegen, wobei die sichtbaren Erscheinungen qua instrumenteller Überprüfung mit ihren unsichtbaren Ursachen koordiniert werden. Beim Indizienparadigma wird das Verhältnis von Sichtbarem und Unsichtbarem hingegen anders gedacht.

Betrachtet man beispielsweise die *Morelli-Methode* zur Identifizierung von gefälschten beziehungsweise echten Gemälden, so geht es darum, aufbauend auf der Annahme einer subjektbezogenen Produktion von Wirklichkeit, „in scheinbar nebensächlichen empirischen Daten eine komplexe Realität aufzuspüren" (ebd., S. 11), die mit dem Koordinationsmechanismus der instrumentellen Überprüfung nicht erfahrbar ist.

Die indizientheoretisch orientierte Forschung weist also einen anderen Bezug zum empirischen Feld auf als die quantifizierende Forschung und läßt sich kaum bruchlos in deren Konzepte übersetzen. Eben dies gilt aber auch für die monographischen Arbeitsformen, deren spezifisches Verhältnis zum Gegenstand vor allem dann ins Auge fällt, wenn man sie im Vergleich zu dem *normalwissenschaftlichen Muster* der hypothetisch-deduktiven Überprüfung betrachtet. Mit ihren drei Schritten „Begriffsbildung", „Operationalisierung", „Messung" (vgl. *Mayntz/Holm/Hübner* 1972, S. 9 ff.) markiert die hypothetisch-deduktive Strategie eine Form der Konstitution und Aneignung, die

a) keine erlebnisbedingte Vertrautheit mit dem zu analysierende Feld erfordert,

b) das Individuelle an Fällen systematisch ausblendet sowie

c) nur als ‚empirisch' wahrnimmt, was mit ‚allgemeinen' Definitionen beschrieben und meßtechnisch überprüft werden kann.

Bei der *Monographie* haben wir es demgegenüber mit einem gleichsam umgepolten Konzept zu tun, denn hier stehen folgende Momente im Vordergrund:

a) Zum einen erfordert die monographische Arbeitsform eine *erlebnisbedingte Vertrautheit* mit dem jeweiligen Feld, denn dieses wird nicht als ein abstrakter Merkmalszusammenhang, sondern als ein Insgesamt von kognitiven, expressiven und normativen Momenten erfaßt, das als „Wirklichkeit aus erster Hand" (*Filstead* 1970) erfahren werden muß.

b) Das für die Monographie typische ‚Einlassen' auf beziehungsweise ‚Einleben' in das zu analysierende Feld findet seine Fortsetzung in einer *individualisierend-einzelfallbezogenen Vorgehensweise*, die nach dem Prinzip der interpretativen Spurensicherung verläuft. Was am jeweiligen Einzelfall ‚wirklich' ist, wird also nicht aus ‚allgemeinen' Definitionen ‚abgeleitet', sondern induktiv erschlossen, wobei die Ebene der Begriffsbildung stets situativ ‚offen' bleibt. Oder anders formuliert: Die vom Forscher ‚mitgebrachten' Begriffe haben bei der monographischen Rekonstruktion den Status von „sensitizing concepts" (*Denzin* 1970), die empirische Verstehensprozesse anleiten und durch diese selbst veränderbar sind.

c) Diesem Vorgehen entspricht schließlich auch eine andere Form der Verallgemeinerung bzw. Generalisierung empirischer Aussagen, die weniger merkmals- als falltypische Züge trägt: Monographien arbeiten nach dem auch für die Alltagswelt typischen Prinzip der „exemplars as a way of seeing and a way of knowing" (*Imershein* 1977), denn an die Stelle der deduktiv-identifizierenden tritt die *induktiv-analogisierende Verallgemeinerung*, bei der der Einzelfall selbst allgemein erscheint, nämlich in dem Sinne, daß die ihn kennzeichnenden Strukturen bzw. Zusammenhänge für analoge Fälle ebenfalls bestimmend sind.

3.3 Zur Entwicklung der monographischen Orientierungen

Wie auch von *Ginzburg* festgestellt, ist das monographische Paradigma in der skizzierten Form nie ‚offiziell' ausformuliert worden, und seine Prinzipien der Aneignung und Verallgemeinerung treten deshalb historisch gesehen auch stets

gebrochen auf. Dies gilt selbst für explizite Vertreter des monographischen Blicks wie *Pierre Guilleaume Frédérike LePlay* (1806—1872), der mit seinen Familienmonographien zum Haupt einer ganzen Schule wurde, oder für *Gottlieb Schnapper-Arndt* (1846—1904), der für sich in Anspruch nahm, „als erster in Deutschland nach der *LePlay*schen Methode gearbeitet zu haben" (*Schnapper-Arndt* 1903, S. 21). An *LePlay* und *Schnapper-Arndt* läßt sich freilich auch die seit dem späten 19. Jahrhundert einsetzende Uminterpretation und teilweise Verdrängung der monographischen Orientierung studieren — waren beide doch in unterschiedlicher Weise nicht in der Lage, ihre jeweiligen Ideen zu einem tradierbaren Paradigma weiterzuentwickeln. Unter Bezug auf wissenschaftssoziologische Konzepte wäre vielmehr von einer fehlgeschlagenen Institutionalisierung zu sprechen, denn als Gegenentwurf zur statistischen Wirklichkeitsaneignung kam die Monographie über den Status einer „Amateurwissenschaft" (*Clark* 1972, S.111) kaum hinaus. Diese Entwicklung wäre zwar teilweise dann vermeidbar gewesen, wenn eine zureichende epistemologische Begründung der monographischen Perspektive in Abgrenzung von den tatsachenbezogenen Strategien gelungen wäre. Aber auch unter dieser Voraussetzung hätte sich die Monographie wohl kaum in derselben Weise wie die Statistik etablieren können, denn mit ihrem Anspruch, die ‚Normalwirklichkeit' der bürgerlichen Gesellschaft zu durchbrechen, repräsentiert sie genau besehen ein gegenstrukturelles Element, das letztlich nur in den ‚Nischen' des etablierten Wissenschaftsbetriebes existieren kann.

Daß diese Nischen gegen Ende des Jahrhunderts kleiner wurden, zeigt der zu dieser Zeit einsetzende Bedeutungsverlust der monographischen Arbeitsform, der in dem Maße zunahm, wie (a) die administrative Einbindung der Forschung durch Annäherung von Wissenschaft und Politik einsetzte, (b) die Herausbildung der Politik in einzelnen Disziplinen abgeschlossen wurde, (c) die sekundäre Autonomisierung bzw. Verwissenschaftlichung der Statistiken voranschritt und (d) auf dieser Grundlage eine organisierte Sozialforschung in instrumenteller Absicht entstand. Die genannten Momente entwickelten sich freilich ungleichmäßig und führten auch keineswegs zu einer vollständigen Verdrängung der monograpischen Orientierungen. Letztere verloren zwar ihren von *Schmoller* beschworenen ‚positiven' Status, aber sofern man sich gegen die wissenschaftliche Ausdifferenzierung und administrative Vereinheitlichung sperrte, blieb der durch die Monographie repräsentierte Totalitätsanspruch durchaus bestehen — riß doch die Kritik am Reduktionismus tatsachenbezogener Analysen nie ab. Darüber hinaus konnten sich die monographischen Arbeitsformen in einer abgeschwächten bzw. funktional verschobenen Form auch ‚positiv' erhalten: Betrachtet man nämlich die Entwicklungen des 20. Jahrhunderts, so gelten sie zwar nicht als Bestandteil der ‚richtigen' Wissenschaft im Sinne der ‚normal science', wohl aber als legitimes Mittel im Bereich der vorwissenschaftlichen Problemfindung, so daß sie ‚offiziell' ausgegrenzt werden, aber in der Praxis der Wissenschaft nach wie vor eine beträchtliche Rolle spielen.

Daß dieser Ausgrenzungs- und Verschiebungsprozeß ambivalent blieb und auch innerhalb der organisierten Sozialforschung anfänglich keineswegs selbstverständlich war, zeigen beispielsweise die englischen Sozialenquêten des 19. Jahrhunderts (vgl. *Kern* 1982, S. 67 ff.) oder die Aktivitäten des 1873 gegründeten *Vereins für Socialpolitik*, der bis 1914 das organisierende Zentrum der empirischen Forschung in Deutschland bildete (vgl. *Georges* 1980). So sind die frühen Diskussionen des Vereins über die Prinzipien der Enquêteproduktion (*VfS* 1877) dominant monographisch orientiert, wobei immer wieder betont wurde, daß es darauf ankomme,

über die Welt der quantitativen Tatsachen hinaus auch das nicht-quantifizierbare Erleben zu berücksichtigen, um auf diese Weise die „volle Wirklichkeit" des Soziallebens zu erfassen. Freilich blieb dieses Postulat in methodologischer Hinsicht relativ unreflektiert und wurde in den konkreten Erhebungen auch zunehmend unterlaufen. Zwar gab es am Rande des Vereins durchaus Ansätze einer monographischen Forschungspraxis — zu nennen sind hier vor allem die Arbeiten von *Paul Göhre* (1891) —, aber seit Beginn der 90er Jahre setzte sich zunehmend eine dominant tatsachenbezogene Orientierung durch. Diese wurde allerdings bis auf *Max Weber* kaum reflektiert und in der rhetorischen Außendarstellung des Vereins überdies nie voll akzeptiert — ein Widerspruch, der die Entwicklung der sozialwissenschaftlichen Empirieproduktion langfristig erheblich blockieren sollte.

Diese Blockierungen und der sie begründende Widerspruch von tatsachenbezogenen und monographischen Orientierungen kennzeichnen auch die Auseinandersetzungen innerhalb der 1911 gegründeten *Deutschen Gesellschaft für Soziologie*, die in der Weimarer Republik zu einer spezifischen Aufspaltung der Empiriediskussion führten: Zwar wurden auf der *programmatischen Ebene* nach wie vor monographische Analyseansprüche formuliert und die Forderungen nach einer „induktiv konkretisierenden" Empirieproduktion mit intensiven Feldkontakten erhoben — exemplarisch sei beispielsweise auf die Soziographiekonzepte von *Steinmetz* 1926 und *Tönnies* 1929 verwiesen. In der *Forschungspraxis* hingegen waren fast ausschließlich statistisch tatsachenbezogene Verfahren vorherrschend, die freilich relativ unterentwickelt waren und, wie im Falle von *Tönnies* selbst, über die „Methode des Vergleichs statistischer Reihen" (*Bellebaum* 1966, S. 9) kaum hinausgingen.

Dieses niedrige Niveau läßt sich selbst noch aus der Unvermitteltheit von Programmatik und Forschungspraxis erklären: So kritisierte man aus der Perspektive des monographischen Ideals auf der einen Seite die quantitativen Strategien abstrakt als defizitär und kümmerte sich nicht im geringsten um ihre Weiterentwicklung; auf der anderen Seite blieb jedoch der monographische Anspruch auf ‚Vollständigkeit' der Analyse ohne jegliche methodische Erläuterung, so daß alle Versuche, ihn forschungspraktisch wirksam werden zu lassen, fehlschlagen mußten. Angesichts dieser Konstellation war nicht nur eine systematische Abwertung der empirischen Erhebungstätigkeit naheliegend: Aufgrund der Unvermitteltheit von konzeptuellem Anspruch und Forschungspraxis kam es vielmehr auch zu einer wachsenden Dichotomisierung von ‚Theorie' (bzw. monographischer Programmatik) und ‚Empirie' (bzw. tatsachenbezogene Erhebungspraxis), wobei die theoretische Reflexion mit dem Etikett des ‚totalitätsbezogenen', die empirische Forschung hingegen mit dem des ‚Partikularen' versehen wurde.

4. Kritische Theorie und empirische Forschung

Wie *Susanna P. Schad* (1972) gezeigt hat, war der Niedergang der empirischen Forschung in der Weimarer Zeit so gravierend, daß außerhalb der ‚offiziellen' Soziologie sowohl mehr als auch interessantere Arbeiten entstanden als innerhalb des Faches selber. Nach *Schad* gab es nur eine, freilich sehr bedeutsame Ausnahme, nämlich die Erhebungen des „Frankfurter Instituts für Sozialforschung", das 1922/23 als eine ‚halbprivate' Forschungseinrichtung gegründet worden war und seit dem Ende der 20er Jahre unter der Leitung von *Max Horkheimer* mit verschiedenen empirischen Projekten begann. Die spezifische Bedeutung dieser Arbei-

ten ist darin zu sehen, daß sie sowohl auf die Dichotomisierung von ,Theorie' und ,Empirie' als auch auf die Tendenz zur Verdrängung der monographischen Arbeitsformen reagierten, ohne sich freilich auf die Frontstellungen und Selbstblockierungen der Weimarer Soziologie einzulassen; stattdessen bemühte man sich um eine sozialwissenschaftliche Erneuerung des *Marx*schen Paradigmas der Kritik der politischen Ökonomie, und gerade diese Absetzung von den etablierten Diskussionslinien ermöglichte einen ebenso weitreichenden wie sich prozessual verändernden Neuansatz für die sozialwissenschaftliche Empirieproduktion.

4.1 Das Empiriekonzept des interdisziplinären Materialismus

Als *Horkheimer* 1931 das Direktorat am Frankfurter Institut übernahm, entwickelte er in seiner Antrittsrede das Programm eines ,interdisziplinären Materialismus', das eine Legitimationsfolie sowohl für die allgemeine Institutsarbeit als auch speziell für die empirischen Untersuchungen bildete und als frühester Versuch einer Begründung der kritischen Theorie als ,empirischer Wissenschaft' gelesen werden kann (vgl. *Horkheimer* 1931, 1932 a, b, c, 1933 a, b). In seinem konzeptuellen Kern beruht dieser Entwurf auf einer historisch-systematischen Analyse der neuzeitlichen Wissenschaftsentwicklung, deren Besonderheit darin lag, daß grundsätzlich zwischen einem *bürgerlichen* und einem *materialistischen* Entwicklungsstrang unterschieden wurde. Beide wurden vor dem Hintergrund eines identitätsphilosophisch orientierten Wissenschaftsverständnisses behandelt, das an der Totalitätserkenntnis von Gesellschaft festhielt, aber diese unter Bezug auf die veränderten Bedingungen der Erkenntnisproduktion zu reformieren versuchte: Die Dechiffrierung der ,vollen Wirklichkeit', so *Horkheimer*s Ausgangsthese, sei zwar prinzipiell möglich, insofern die wissenschaftliche Reflexion auf einen fortschreitenden Prozeß der Erkenntnis und Selbsterkenntnis von Mensch und Natur verweise; sie könne jedoch andererseits nur dann realisiert werden, wenn es gelinge, jene „Krisen" der Wissenschaft zu überwinden, die den Blick auf die Totalität des gesellschaftlichen Lebens verstelle.

Daß die modernen Wissenschaften keine totalitätsbezogene Erkenntnis zu liefern vermögen, erklärt sich nach *Horkheimer* letztlich aus der gesellschaftlichen Bedingtheit ihrer Organisation. Letztere ist nämlich selbst ein „Abbild der widersprüchlichen Wirtschaft ebenso wie in der scheinbar planlosen Ausdifferenzierung des disziplinären Wissens. innerhalb der wissenschaftlichen Entwicklung in einer „inneren Krise" (ebd., S. 4) fort. Diese zeigt sich in der Trennung von spekulativer Philosophie und positivistischer Wissenschaft ebenso wie in der scheinbar planlosen Ausdifferenzierung des disziplinären Wissens. In ihrer Beschränkung auf die Akkumulation tatsachenbezogen-instrumenteller Wissensbestände versagen die ausdifferenzierten Einzeldisziplinen vor allem „vor dem Problem des gesellschaftlichen Gesamtprozesses" (ebd., S. 3), der gleichsam unwirklich erscheint, obwohl er „durch die sich verschärfenden Krisen und ... gesellschaftlichen Kämpfe die Realität beherrscht (ebd., S. 3).

Diese Verengung des wissenschaftlichen Wirklichkeitsverständnisses war für *Horkheimer* allerdings kein notwendiger Entwicklungstrend, und als positives Gegenbeispiel verwies er hier auf die *Marx*sche Analyse: Im Unterschied zur spekulativen Sozialphilosophie verfüge sie einerseits über eine grundsätzliche realwissenschaftliche Ausrichtung, aber vom Positivismus sei sie andererseits dadurch getrennt, daß „der Theorie im Gegensatz zur bloßen Faktensammlung entscheidende Bedeutung" (*Horkheimer* 1933 b, S. 195) zuerkannt wird. Die *Marx*sche Theorie ist damit jedoch andererseits kein Freibrief für ,richtige' Analysen: Tritt sie „als universales Konstruktionsmittel an die Stelle konkreter Untersuchungen", so kann sie sich vielmehr selbst „in eine abschließende, dogmatische Metaphysik" (*Horkheimer* 1932 b, S. 132) verwandeln, die an der ,vollen' Wirklichkeit ebenso vorbeigeht wie ihre bürgerlichen Entsprechungen. Seinen Modellcharakter behält der Marxismus nämlich nur dann, wenn er historisch reflektiert gehandhabt und auf sich selbst angewandt wird, wenn also stets theoretische und empirische Differenzierungen

vorgenommen werden, die den jeweiligen konkreten gesellschaftlichen Problemlagen Rechnung tragen und die Aufrechterhaltung jener Einheit von Philosophie und Wissenschaft garantieren, die eine rationale und in diesem Sinn ‚wirklich empirische' Erklärung auszeichnet.

Die Diagnose vor ‚bürgerlicher' und ‚materialistischer' Wissenschaft verweist auf zwei unterschiedliche, wenngleich in ihren Konsequenzen ähnliche Problemkonstellationen, die beide den Blick auf die ‚volle' Wirklichkeit des gesellschaftlichen Zusammenhangs verstellen: Während der sich dogmatisierende Marxismus zwar eine gesellschaftstheoretische Fragestellung hat, aber diese nicht differenzieren kann, verfügt die bürgerliche Wissenschaft zwar über differenzierte Analysetechniken, nicht jedoch über eine Wahrnehmung des gesellschaftlichen Insgesamt. Die Kritik dieser Defizite gab aber bereits den gemeinsamen Schlüssel zu ihrer Überwindung zu erkennen, der für *Horkheimer* in einer interdisziplinären Koordination von materialistisch-totalitätsbezogener „Sozialphilosophie" lag (*Horkheimer* 1931, S. 41 f.). Eine Aufbrechung der verengten Rationalität des etablierten Wissenschaftsbetriebes und eine Aufhebung der Dogmatisierungstendenzen des Marxismus waren für ihn nämlich nur dann denkbar, wenn die sozialwissenschaftlichen Teildisziplinen in einer gesellschaftstheoretischen Orientierung materialistischer Provenienz gehandhabt und unter dieser Perspektive bei vorausgesetzter disziplinärer Eigenständigkeit reintegriert würden. Nur unter dieser Vorbedingung konnte auch die unter Totalitätsgesichtspunkten entscheidende empirische Frage nach dem „Zusammenhang zwischen dem wirtschaftlichen Leben ..., der psychischen Entwicklung der Individuen und den Veränderungen der Kulturgebiete" (ebd.) angegangen werden, und *Horkheimer* forderte deshalb nachdrücklich, daß sich „Philosophen, Soziologen, Nationalökonomen, Historiker, Psychologen ... zu dauernder Arbeitsgemeinschaft vereinigen" müßten, um die „aufs Große zielenden philosophischen Fragen anhand der feinsten wissenschaftlichen Methoden zu verfolgen, die Fragen im Verlauf der Arbeit am Gegenstand umzuformen, zu präzisieren, neue Methoden zu ersinnen und doch das Allgemeine nicht aus den Augen zu verlieren" (ebd.).

Die hier nur knapp angedeutete Begründung des ‚interdisziplinären Materialismus' (vgl. ausführlicher *Bonß/Schindler* 1982) macht deutlich, daß sich die Empiriefrage für die frühe kritische Theorie weniger unter methodologischen als unter wissenschaftsorganisatorischen Gesichtspunkten stellte. Ihre Lösung erschien als eine Funktion der disziplinären Integration, und im Gegensatz zur positivistisch-einzelwissenschaftlichen Forschung wurde ‚Empirie' auch niemals als Attribut einer wie auch immer gearteten Forschungsmethode begriffen. Stattdessen erschien sie eher als eine Chiffre für den Versuch einer Rekonstruktion der Wirklichkeit als einer „konkreten Totalität" (vgl. *Dubiel* 1978, S. 161 ff.), wobei diese Charakterisierung, genau besehen, doppelt bestimmt war:

a) Auf der einen Seite — und dies richtet sich gegen die Reduktion des Tatsachenblicks — wird ‚Empirie' mit ‚unverstellter Realität' gleichgesetzt; unter dieser Perspektive bezeichnet sie die *‚volle Wirklichkeit'* des sozialen Lebens im Sinne einer erlebnisbezogenen Einheit von kognitiven, expressiven und normativen Momenten.

b) Auf der anderen Seite — und dies markiert eine implizite Grenzziehung gegenüber einem naiven Monographieverständnis — charakterisiert *Horkheimer* die Empirie als eine *‚begriffene Wirklichkeit'*, die als solche im schlichten Nacherleben nicht aufgeht; sie erfordert vielmehr eine rationale Nachkonstruktion der Einheit von kognitiven, expressiven und normativen Wirklichkeitsbestandteilen, und so gesehen erscheint ‚Empirie' als ein reflektiv gebrochenes Bild der Realität, dessen Basis und Begründung in einer historisch sensibilisierten materialistischen Problemperspektive liegt.

Die Charakterisierung der Empirie als ‚volle' und zugleich ‚begriffene' Wirklichkeit erinnert sowohl an *Hegel* wie an *Marx*, und in mancher Hinsicht läßt sich das Konzept ‚interdisziplinärer Materialismus' auch als eine Reformierung des *Marx*schen Konzepts von ‚Forschung' und ‚Darstellung' begreifen, wobei auf

Grund der veränderten Bedingungen der sozialwissenschaftlichen Erkenntnisproduktion vor allem die „Korrektiv- und Spezifizierungsfunktion der ... fachwissenschaftlichen ‚Forschung' gegenüber Synthetisierung der ‚Darstellung'" hervorgehaben wird (*Dubiel* 1978, S. 165). Wie diese Korrektivfunktion im einzelnen ausgefüllt werden sollte, konnte nach *Horkheimer* freilich kaum vorab gesagt werden, denn die Realisierung der ‚begriffenen Empirie' verlief für ihn nicht jenseits der zu analysierenden Gegenstände, sondern durch diese selbst hindurch. Aufgrund dessen unternahm er auch keinen Versuch einer abschließenden Formalisierung der Regeln der interdisziplinären Empirieproduktion, denn nach seinem Verständnis hatte sich die totalitätsbezogene Analyse stets am Prinzip der Einheit von Methode und Gegenstand zu orientieren, das gleichsam als Kontrapunkt zum tatsachenbezogenen Formalismus der konventionellen Sozialforschung eingeführt wurde.

Auf der Grundlage des interdisziplinär zu realisierenden Prinzips der Einheit von Methode und Gegenstand war es nur konsequent, wenn *Horkheimer* für ein möglichst breites Spektrum empirischer Strategien votierte und keinen Unterschied zwischen quantitativen und qualitativen Verfahren machte. So sollten in den anvisierten Untersuchungen zur Differenzierung der materialistischen Theorie die „verschiedensten Enquêteverfahren" ebenso in Betracht gezogen werden wie zahlreiche sekundäranalytische Techniken, die von einer „Auswertung der veröffentlichten Statistiken" über eine „Sammlung und Auswertung nicht buchmäßig vorliegender Dokumente" bis hin zur „soziologischen und psychologischen Durchforschung von Presse und Belletristik" reichten (*Horkheimer* 1931, S. 44 f.).

Zwar blieb bei dieser Aufzählung möglicher Verfahren unklar, welche gegenstandskonstitutive Bedeutung ihnen jeweils zukommen sollte, und *Horkheimer* hatte zweifellos auch zu wenig methodologische Interessen und Kenntnisse, um dieser Frage genauer nachzugehen. Er war sich aber andererseits der strukturellen Selektivität der einzelwissenschaftlich ausdifferenzierten Forschung gegenüber dem ‚wirklichen Leben' sehr wohl bewußt und verwahrte sich nachdrücklich gegen jeglichen Methodenmonismus. Stattdessen sollten verschiedene Verfahren herangezogen werden, die es in ihrer unterschiedlichen Selektivität zu dechiffrieren und gegeneinander abzuwägen galt, um sie dann, ähnlich wie in der heutigen Technik der sogenannten „triangulativen Analyse" (vgl. *Denzin* 1970) in ein wechselseitiges Ergänzungs- bzw. Korrekturverhältnis zu setzen. Nur so sei es nämlich möglich, die Wirklichkeitsverkürzungen einzelner Techniken zu überwinden, die dann „für die allgemeine Fragestellung fruchtbar werden, wenn ... es gelingt, die einheitliche Intention gleichzeitig vor dogmatischer Erstarrung und vor dem Versinken ins bloß Empirisch-technische zu bewahren" (*Horkheimer* 1931, S.45).

4.2 Die Praxis des interdisziplinären Materialismus

Mit seinen an *Hegel* und *Marx* anknüpfenden Akzentuierungen verweist das Modell des *‚interdisziplinären Materialismus'* auf eine Empiriekonzeption, die der monographischen Traditionslinie offensichtlich näher steht als dem Konzept der Tatsachenempirie — sollte es doch über die Reintegration von Philosophie und Wissenschaft innerhalb des interdisziplinären Diskurses gelingen, ein ‚volles' Bild der sozialen Wirklichkeit zu rekonstruieren, in das auch jene nicht-instrumentellen Erfahrungen des gesellschaftlichen Gesamtzusammenhanges eingehen, die in den intrumentell-tatsachenbezogenen Einzelwissenschaften meist ausgeblendet werden. Genauer noch läßt sich der ‚interdisziplinäre Materialismus' als ein *gesellschafts-*

theoretisch begründetes und wissenschaftsorganisatorisch gewendetes Monographiekonzept charakterisieren, das mit den Ansätzen des 19. Jahrhunderts im Festhalten am Totalitätsanspruch, in der Abmilderung der Grenze zwischen wissenschaftlicher und vorwissenschaftlicher Erfahrung sowie nicht zuletzt im Verzicht auf formalisierte Analysewege übereinstimmt, aber die hiermit verknüpften Prinzipien der Subjekt- und Situationsorientierung völlig anders interpretiert. Während nämlich die ‚naiven' Monographieansätze die individuelle Handlungswirklichkeit und die Vielfalt des sozialen Lebens gegen die Erfahrung übergreifender gesellschaftlicher Strukturen ausspielen, kritisiert *Horkheimer* die Mängel der tatsachenbezogenen Rekonstruktion genau umgekehrt aus der Perspektive eines Begriffs des gesellschaftlichen Gesamtzusammenhanges, der eine subjektive und objektive Momente umgreifende Struktur zu beschreiben beansprucht, die mehr impliziert als die bürgerliche ‚Normalwirklichkeit'.

Eben diese Perspektive sollte nach seiner Auffassung auch die empirische Praxis des ‚interdisziplinären Materialismus' auszeichnen, die möglichst experimentell und vielfältig anzulegen war. Daß die Einlösung dieses Postulats auf Schwierigkeiten stieß und selbst Schwachstellen der frühen Programmatik aufdeckte, läßt sich an den zwischen 1929 und 1936 entstandenen Erhebungen des Instituts studieren, die sich aus insgesamt fünf Teilstudien zusammensetzt: (a) der Arbeiter- und Angestelltenenquête von 1929/31, (b) der in Holland durchgeführten Befragung zur Sexualmoral von 1932 (c) der internationalen Sachverständigenerhebung über Autorität und Familie von 1933/34, (d) der Erhebung bei Jugendlichen über Autorität und Familie von 1933/35 sowie (e) der ergänzenden Erhebung bei Arbeitslosen, die 1934/35 in den USA begonnen wurde.

Systematisch gesehen lassen sich die Untersuchungen, die alle nur teilweise, beziehungsweise vorläufig ausgewertet wurden, zu zwei Projekten zusammenfassen, nämlich zur Arbeiter- und Angestelltenerhebung einerseits und zu den Studien über Autorität und Familie andererseits. Das erste der beiden Projekte, das von *Erich Fromm* initiiert und von *Hilde Weiß* ausgearbeitet wurde, beschäftigte sich mit den Meinungen und Einstellungen der Arbeiter und Angestellten in Deutschland, die in Abhängigkeit von der familialen Situation sowie der ökonomischen und sozialen Lage untersucht werden sollten, um so das Verhältnis von ökonomischen Basisprozessen und ideologischen Überbauphänomenen innerhalb des Proletariats aufzuhellen. Diese Problemstellung, die nach der gescheiterten Revolution von 1918 in der marxistischen Diskussion beträchtlich an Aktualität gewonnen hatte und in mancher Hinsicht das Generalthema des Frankfurter Instituts bildete, wurde vor dem Hintergrund des *Fromm*schen Konzepts einer „analytischen Sozialpsychologie" angegangen, nach dem die ‚Verschiebung' der überbaubezogenen Deutungsmuster gegenüber der ökonomischen Basis mit psychoanalytischen Kategorien erklärt werden sollte (vgl. *Fromm* 1932 a, b). Die psychoanalytische Orientierung war aber nicht nur theoretisch, sondern auch methodisch bedeutsam, denn die Analyse der subjektiven Meinung als Ausdruck der psychischen Verarbeitung ökonomischer und sozialer Beziehungen war nach *Fromm* letztlich nur über die unmittelbare Interaktion im Rahmen psychoanalytischer Tiefeninterviews möglich. Hiermit sprach er sich indirekt für eine monographisch orientierte Methodologie aus, bei der die ‚volle' Wirklichkeit aus „unendlich feinen Spuren" (*Ginzburg*) erschlossen werden sollte, die ihrerseits gesellschaftstheoretisch auszudeuten waren. Allerdings blieb diese Orientierung relativ unscharf, da *Fromm* zugleich auf das in der etablierten sozialwissenschaftlichen und -politischen Forschung vorherrschende Konzept der statistisch validen Repräsen-

tativitätserhebung mit merkmals- bzw. tatsachenbezogenen Verallgemeinerungen fixiert war. In Anlage und Aufbau der Erhebung lassen sich auch beide Bezugspunkte nachweisen, denn auf der einen Seite wurde die Enquête als eine quantitative Massenerhebung mit statistischen Analyseansprüchen konzeptualisiert, aber in dem hierbei zugrunde gelegten Fragebogen finden sich auf der anderen Seite zahlreiche ‚offene', d. h. unstandardisierte Fragen, die individuelle Antwortnuancierungen zuließen und psychoanalytische Tiefeninterpretationen ermöglichen sollten.

In der Auswertung der Studie (*Fromm* 1937/38), die einen erschreckend hohen Prozentsatz latent autoritärer Einstellungen ergab und nicht zuletzt deshalb unveröffentlicht blieb, gewannen die statistischen Verfahren gegenüber den Ansätzen einer monographischen Methodologie freilich die Überhand, denn letztere ließ sich schon auf Grund mangelnder empirischer Forschungserfahrung nur unzureichend umsetzen. Eine noch stärkere Zurückdrängung der psychoanalytischen Tiefeninterviews kennzeichnet die nachfolgenden Erhebungen über „Autorität und Familie" (*IfS* 1936), in denen die totalitätsbezogene Forschung, ganz im Sinne des *Horkheimer*schen Programms, ausschließlich als ein Problem des interdisziplinären Diskurses verstanden wird. Ausgehend von den Postulaten der einzelwissenschaftlichen Methodenverantwortlichkeit und einer möglichst großen Methodenvielfalt setzte diese Arbeit auf verschiedenen Ebenen an, die es allmählich aufeinander zu beziehen und prozessual zu vermitteln galt:

a) Als erster Schritt stand eine Sichtung der bisherigen soziologischen Arbeiten zum Autoritäts- und Familienthema auf dem Programm, aus der sich allein acht Literaturberichte ergaben.

b) Parallel dazu wurden sechzehn Einzelstudien zu ökonomischen, rechtlichen, politischen und historischen Aspekten der Familie in Auftrag gegeben, um so eine Vertiefung und Erweiterung der soziologischen Erkenntnis zu erreichen.

c) Im Herbst 1933 begannen dann die verschiedenen Enquêten über Autorität und Familie, die dazu dienten, „die charakterologischen Einstellungen der Autorität und Gesellschaft ... (und) die Form der Zerrüttung der familialen Autorität durch die Krise" (*IfS* 1936, S. X) genauer zu erfassen.

d) Aufbauend auf Literaturberichten, Einzelstudien und Erhebungen fand schließlich auf der vierten Ebene die Erarbeitung sowohl anleitender als auch zusammenfassender theoretischer Entwürfe statt, die „in seminarartigen Besprechungen im Institut" (ebd., S. IX) diskutiert bzw. koordiniert wurden und die Ergebnisse der interdisziplinären Arbeit präsentieren sollten.

Als ‚begriffene Empirie' sollte das Autoritätsproblem erst im Durchgang durch alle vier Ebenen deutlich werden, und die empirischen Analysen im engeren Sinne, also die Sachverständigenerhebungen und schriftlichen Befragungen, bildeten somit letztlich nur einen Baustein unter anderen. Nicht zuletzt deshalb hatten die Institutsmitglieder gegen die sich unter dem Einfluß der methodisch-technischen Beratung von *Paul F. Lazarsfeld* verstärkt durchsetzenden statistischen Auswertungsstrategien keine Einwände, zumal gemäß dem Postulat der Methodenvielfalt alle Analysemöglichkeiten ausgeschöpft werden sollten. Freilich blieben die in diesem Zusammenhang durchgeführten Auswertungen schon deshalb defizitär, weil durch die 1933 erzwungene Emigration die Erhebungsmöglichkeiten drastisch eingeschränkt wurden und überdies auch Verluste bei den bereits vorhandenen Materialien zu verzeichnen waren. In der Veröffentlichung von 1936 präsentierte man die Ergebnisse daher konsequenterweise als eine vorläufige Auswertung, die es zu ergänzen bzw. zu erweitern gelte.

Entgegen allen Ankündigungen fand diese Erweiterung jedoch nie statt, sondern nach der Veröffentlichung der „Studien über Autorität und Familie“ wurde das Projekt stillschweigend abgebrochen. Dies hatte zum einen personelle, finanzielle und datenbezogene Gründe, aber darüber hinaus stand man einer Weiterführung der Analyse, die allein auf Perfektionierung bzw. zusätzliche Absicherung der bisherigen Ergebnisse zielte, grundsätzlich ablehnend gegenüber. So waren für *Horkheimer* die Umfragen „nicht als Mittel beweiskräftiger Statistik gedacht“ (*ZfS* 1936, S. X); stattdessen hatten sie eher die Funktion einer ‚Spekulationskontrolle‘, deren Funktion darin lag, „uns ... vor weltfremden Hypothesen zu bewahren“ (ebd.), und da dieses Ziel ereicht war, hatten die Erhebungen in *Horkheimers* Augen auch durchaus ihren Zweck erfüllt.

4.3 Die revidierte Empirie

Die zunehmende Anwendung quantitativ-tatsachenbezogener Strategien bei gleichzeitiger Distanzierung von den Ansprüchen einer einzelwissenschaftlich-perfekten Auswertung wirft noch einmal ein bezeichnendes Licht auf das Empirieverständnis des ‚interdisziplinären Materialismus‘. Dieser grenzt zwar die monographische ‚Methode‘, wie sie sich im Konzept der psychoanalytischen Spurensicherung niederschlägt, sukzessive aus, hält aber zugleich an dem Totalitätsanspruch der monographischen Orientierung fest, so daß der quantifizierenden Rekonstruktion keine gegenstandskonstituierende Funktion zuerkannt wird: Sie bleibt eingebunden in eine gesellschaftstheoretische, beziehungsweise ‚sozialphilosophische‘ Orientierung, aus der sich die qualitativen Bezugspunkte der quantitativen Analysen ebenso bestimmen wie die Kriterien der Beurteilung ihrer Selektivität und Grenzen. Oder anders formuliert: Die ‚volle‘ Wirklichkeit des sozialen Lebens, also die ‚Normalwirklichkeit‘ der tatsachenbezogenen Oberfläche der bürgerlichen Gesellschaft ebenso wie die darüber hinausweisenden Tendenzen, werden nach den Vorstellungen der frühen 30er Jahre genau in dem Maße sichtbar, wie eine Verknüpfung von qualitativ-monographischen und quantitativ-statistischen Argumentation als *Verknüpfung von totalitätsorientierter Gesellschaftstheorie und positiv einzelwissenschaftlicher Forschung* gelingt, die weder in positivistischer Kleinarbeit noch in metaphysischen Spekulationen stecken bleibt.

Trotz ihrer Bruchstückhaftigkeit dokumentieren die „Studien über Autorität und Familie“ sehr klar den Versuch einer Einlösung dieser allgemeinen Leitlinie, und sie repräsentieren auch ohne Frage den Höhepunkt der ersten Phase der Institutsarbeit. Mit diesem Höhepunkt war aber zugleich schon das Ende des interdisziplinären Materialismus erreicht, der in der zweiten Hälfte der 30er Jahre immer mehr zugunsten des Konzepts der ‚Kritischen Theorie‘ im engeren Sinne aufgegeben wurde. Dieses vor allem von *Horkheimer* und *Adorno* geprägte Paradigma verweist auf ein Wissenschafts- und Wirklichkeitsverständnis, das sich von den Überlegungen der Anfangsphase erheblich unterscheidet und mit seiner systematischen Kontrastierung von (tatsachenbezogener) ‚*Empirie*‘ und (totalitätsbezogener) ‚*Erfahrung*‘ ein verändertes Modell der empirischen Forschung beinhaltet. In der ‚Kritischen Theorie‘ wird das Empirieproblem nämlich kaum noch als ein wirtschaftsorganisatorisches angegangen, sondern unter *epistemologischen Perspektiven* thematisiert, und wie die Antisemitismusstudien von 1943/44 oder die „Studien über den autoritären Charakter“ (1949/50) zeigen, ergab sich hieraus eine ‚*revidierte Empirie*‘, deren Struktur im wesentlichen durch monographisch-spurensichernde Strategien bestimmt wurde.

Seinen ersten literarischen Niederschlag fand dieser Umbruch in *Horkheimers* Aufsatz über „*Traditionelle und kritische Theorie*" (*Horkheimer* 1937), der im Vergleich zu den Programmschriften der frühen 30er Jahre einschneidende Umakzentuierungen beinhaltet:

a) Zum einen — und hierin wird bereits die verstärkte Einebnung der Grenze zwischen wissenschaftlicher und außerwissenschaftlicher Erfahrungsverarbeitung deutlich — definiert *Horkheimer* die wissenschaftliche Arbeit nicht mehr als ‚Erkenntnis', sondern als „*Verhalten*" (ebd. S. 261). Jenseits der Thematisierungen der ‚klassischen' Erkenntnis- bzw. Wissenschaftstheorie erscheint die wissenschaftliche Rekonstruktion somit selbst als eine Form gesellschaftlicher Praxis, die eingebunden ist in die widersprüchliche Produktionsstruktur der Sozialerfahrung und sich auf diese *traditionell-affirmativ* (= traditionelle Theorie) oder *kritisch-oppositionell* (= kritische Theorie) beziehen kann.

b) Als kritisches Verhalten wird die Kritische Theorie nicht mehr aus einer primär wissenschaftsorganisatorischen Optik beschrieben, sondern als eine *subjektbezogene Suche nach Widerspruchserfahrungen:* Sie setzt an den alltäglich erfaßbaren Divergenzen zwischen der Faktizität der gegenwärtigen Gesellschaft und den in ihr zugleich enthaltenen Verweisen, auf ein mögliches Anderssein an und geht davon aus, daß die ‚volle' Wirklichkeit des sozialen Lebens in eben diesen Widersprüchen liegt.

c) Mit dem Übergang zum Konzept der kritischen Empirie als einer subjektbezogenen Suche nach Widerspruchserfahrungen korrespondiert schließlich auch eine *Veränderung des Begriffs der gesellschaftlichen Totalität,* der sich für *Horkheimer* angesichts der Zerschlagung der Arbeiterbewegung und der wachsenden Faschisierung der Alltagswelt kaum mehr positiv fassen läßt. Unter dieser Voraussetzung kann die Widersprüchlichkeit der Sozialerfahrung nämlich nicht mehr als eine das Sein und Bewußtsein umgreifende Struktur mit eindeutigen Handlungsträgern benannt werden, sondern nur noch als ein *negativer* Gesamtzusammenhang der kapitalistischen Gesellschaft gleichsam kontrafaktisch gesucht werden muß.

Die These von der ‚vollen' Wirklichkeit als negativer Totalität war innerhalb des Frankfurter Kreises freilich nicht völlig neu; in seiner Rede „*Zur Aktualität der Philosophie*" hatte *Theodor W. Adorno* schon 1931 eine ähnliche Konzeption entwickelt, die gerade in methodologischer Hinsicht noch bedeutend schärfer ausfiel. *Adornos* Ausgangspunkt bildete eine gesellschaftskritische Rekonstruktion des bürgerlichen Aufklärungsanspruchs, der mit der Universalisierung von Warenform und Kapitalismus verfalle und sich in sein Gegenteil verkehre. Eben dies, so seine These, verändere auch die Bedingung der Möglichkeit von Erkenntnis, denn eingebunden in die Entwicklung der Aufklärung zur Unvernunft läßt sich die Totalität des gesellschaftlichen Prozesses nicht mehr systematisch entfalten: Sie scheint nur noch in Spuren, Splittern und Trümmern auf, so daß ihre Analyse allein als eine Spurensicherung verlaufen kann, nämlich als „Auskonstruktion kleiner und intentionsloser Elemente" (*Adorno* 1931, S. 336), die so darzustellen sind, daß sich „in einem konkreten Befund die totale Frage niederschlägt" (ebd.). Notwendig ist also ein subjektbezogenes, induktives und einzelfallorientiertes Vorhaben, wobei *Adorno* offen zugab, daß diese Rekonstruktionsform mit einer grundsätzlichen Unsicherheit behaftet ist — bleibt sie doch stets ein ‚Herantasten' an die ‚volle' Wirklichkeit, von der aufgrund der Universalisierung des kapitalistischen Verblendungszusammenhangs „nicht mehr gegeben ist als flüchtige, verschwindende Hinweise in den Rätselfiguren des Seienden" (ebd.).

Im Besonderen das Allgemeine experimentell entdecken, in dem Brechungen des Einzelfalls die volle Wirklichkeit finden und in der Unvernunft die Möglichkeit der Vernunft wahrnehmen — mit diesen Worten lassen sich jene Leitlinien *Adorno*s zusammenfassen, die innerhalb des Institutszusammenhangs gegen Ende der 30er Jahre zunehmend an Bedeutung gewannen. Daß diese Prinzipien mit dem „empirical research" im Sinne der „normal science" nur schwer kompatibel waren, zeigt sich an *Adorno*s eigenen Arbeiten in den USA, und zwar insbesondere an seiner gescheiterten Beteiligung an dem von *Lazarsfeld* geleiteten Radio Research Project. Die Auseinandersetzung mit *Lazarsfeld* führte aber auch zu einer allmählichen forschungspraktischen Präzisierung des Konzepts der „revidierten Empirie", wobei dieser Prozeß in mehreren Stufen verlief:

a) Als erster Schritt ist zunächst die Auseinandersetzung mit *Lazarsfeld* über den Unterschied zwischen „administrativer" und „kritischer" Forschung zu notieren, an deren Ende *Lazarsfeld* selber vor allem die exemplarisch-induktive Orientierung der „kritischen" Forschung hervorhob (vgl. *Lazarsfeld* 1941).

b) Von Seiten des Frankfurter Kreises wurde diese Abgrenzung kurze Zeit später mit dem *„Research Project on Anti-Semitism"* aufgegriffen, das mit seinen sieben Teilprojekten ausdrücklich in den Kontext eines „critical social research" mit ‚historischer', ‚kritischer' und ‚induktiver' Orientierung gestellt wurde (vgl. *IfS* 1941, S. 121 ff.). Im Unterschied zu den Erhebungen der 30er Jahre sprach man sich bezeichnenderweise nicht mehr für quantitative Massenerhebungen mit statistischem Repräsentativitätsanspruch aus, sondern plädierte für experimentelle Detailstudien, „which approximate as closely as possible the concrete conditions of present day life" (ebd., S. 142).

c) Seinen konkreten Niederschlag fand dieses Votum, wenngleich in einer abgeschwächten Form, zum ersten Mal in den Erhebungen über *„Anti-Semitism within American Labor"*, die 1943/44 durchgeführt wurden (vgl. *IfS* 1944). Zwar trug diese Untersuchung z. T. durchaus Züge einer quantitativen Massenerhebung, aber der induktiv-experimentelle Charakter wird vor allem bei der Erhebungstechnik deutlich, denn die Interviews wurden situativ, indirekt und von ‚Laien', nämlich von den Arbeitern selber, durchgeführt — ein Vorgehen, das ausdrücklich mit der anviiserten ‚Alltagsnähe' begründet wurde und der statistisch-quantitativen Auswertung von vornherein Grenzen setzte.

Anhand dieser drei Stufen läßt sich relativ klar die Spezifik der Empiriestrategien innerhalb der kritischen Forschung im Vergleich zu jenen der exakt tatsachenbezogenen Analyse herausarbeiten: Während dort nur das als ‚wirklich empirisch' gilt, was über instrumentelle Messungen subjekt- und situationsfrei bewiesen werden kann, beruhen die Aussagen des „critical research" auf der reflektiven Handhabung vorwissenschaftlicher Erfahrungen, die vor dem Hintergrund eines gesellschaftstheoretischen Interpretationsrahmens ohne Zwang zur operationellen Definition exemplarisch aufgegriffen, zu qualitativen Typologien verdichtet, induktiv verallgemeinert und ergänzend quantitativ bestätigt werden. Dieses Muster ist auch für die wohl berühmteste Untersuchung der zweiten Phase kennzeichnend, nämlich für die *„Studien zum autoritären Charakter"*, die von *Adorno* in Zusammenarbeit mit *Newitt Sanford*, *Daniel Levinson* und *Else Frenkel-Brunswick* durchgeführt wurden (vgl. *Adorno* et al. 1949/50). Diese Arbeit. deren gesellschaftstheoretischer Bezugsrahmen in den „Elementen des Antisemitismus" und in der „Dialektik der Aufklärung" zu suchen ist (vgl. *Adorno/Horkheimer* 1947), kam genau genommen dem Konzept der „revidierten Empirie"

am nächsten, wobei sich dies zunächst vor allem bei der Spezifik des Psychoanalysebezugs demostrieren läßt.

In der Arbeiter- und Angestellten-Enquête und in den Studien über Autorität und Familie war die *Freud*sche Theorie im wesentlichen als ein einzelwissenschaftliches Konzept wahrgenommen worden, das nur dann einen Blick auf die ‚volle' Wirklichkeit erlaubt, wenn es in den Kontext der prozessualen Integration von Sozialphilosophie und Sozialforschung eingebunden ist. Für die Studien zum autoritären Charakter war hingegen eine andere epistemologische Einschätzung maßgebend, die *Adorno* mit dem folgenden Satz pointiert zusammenfaßte: „An der Psychoanalyse ist nichts wahr als ihre Übertreibungen" (*Adorno* 1944, S. 56), und es sind genau diese Übertreibungen, die ihren Erkenntniswert bestimmen. Indem sie nämlich darauf insistiert, das Individuum entgegen dem Schein der bürgerlichen Normalwirklichkeit als „ein Absolutes zu nehmen, das nur noch durch Leiden, Lebensnot an die Totalität gebunden ist" (*Adorno* 1946, S. 107), gelingt es ihr, die tatsachenbezogene Oberfläche des sozialen Lebens zu durchbrechen und die Dialektik von Aufklärung und Herrschaft sichtbar zu machen; sie gibt Einsicht in die Fragmentierung des gesellschaftlichen Insgesamt, und sofern sie die Wirklichkeit ‚quer' zur bürgerlichen (Selbst-)Wahrnehmung liest, verweist sie auf eine gesellschaftliche Totalität, die in der Erkenntnisproduktion der konventionellen Einzelwissenschaft stets untergeht.

Die epistomologische Neuverortung der Psychoanalyse, die nicht mehr wie im interdisziplinären Materialismus, als eine psychologisch-einzelwissenschaftliche Beschreibungsfolie, sondern als ein unkonventioneller gesellschaftstheoretischer Entwurf vorgestellt wurde, konnte in methodologischer Hinsicht nicht folgenlos bleiben, denn in dem Maße, wie die *Freud*sche Theorie ihrer positiv-einzelwissenschaftlichen Selbstdarstellung entkleidet wurde, verbot sich der unmittelbare Rückgriff auf szientistische Aneignungsstrategien. Stattdessen wurde eine verstärkte Anknüpfung an jene spurensichernden Verfahren notwendig, die in der Arbeiter- und Angestellten-Enquête angedeutet, aber kaum eingelöst worden waren. So verzichtete man bewußt auf umfassende Repräsentativerhebungen mit zufällig ausgewählten Populationen und verlegte sich auf „intensive klinische Untersuchungen" (*Adorno* et al. 1949/50, S. 16) an spezifischen Gruppen bzw. Einzelpersonen, die exemplarisch, also mit einem monographischen Verallgemeinerungsanspruch untersucht wurden. Hierbei wurde die *Freudsche* Theorie nicht als ein exakt definierter Bezugsrahmen mit klaren Operationalisierungen eingeführt, sondern die Thesen zur Charakterstruktur und ihren verschiedenen Schichten hatten eher den Status von problemanleitenden „sensitizing concepts" (*Denzin* 1970), deren konkrete empirische Bedeutung aus der jeweiligen Struktur der Individuen bzw. ihrer Antworten mit der „Methode der freien Assoziation" (*Adorno* 1968, S. 137) situationssensibel rekonstruiert werden sollte. Auf diese Weise wurden induktiv-qualitative Bezugspunkte entwickelt, die dann im Fortgang zu Skalen (A-, E-, PEC-, F-Skala) verdichtet und „durch Quantifizierung erhärtet" wurden, um so zu zeigen, inwiefern „Wertvorstellungen von Gruppen Denkmuster bilden, von denen einige verbreiteter sind als andere" (*Adorno* et al. 1949/50 d, S. 4).

Die angedeutete Verknüpfung von tatsachenbezogenen und monographischen Argumentationen, die auch in Aufbau und Interpretation der verschiedenen Skalen deutlich wird, blieb zwar letztlich fragmentarisch, aber dies ist z. T. selbst noch ein Kennzeichen der Kritischen Theorie als empirischer Wissenschaft. Insofern diese nämlich beansprucht, durch die verkrustete Oberfläche der Tatsachenwirklichkeit hindurchzusteigen und den Blick auf die „Totalität" sozialer Phänomene zu eröffnen, kann sie keine ‚abschließenden' Befunde liefern, sondern ihre Ergebnisse haben stets den *Charakter von problemeröffnenden ‚Pretests'*. Als kritisches Verhalten knüpfen diese an monographische Traditionen an, die im Rahmen der

„revidierten Empirie“ unter gesellschaftstheoretischen Perspektiven zu einem Konzept hermeneutischer Spurensicherung gewendet werden, das über die tatsachenbezogenen Rekonstruktionsstrategien der ‚normal science‘ hinausgeht, ohne auf die hier entwickelten analytischen Möglichkeiten zu verzichten. In eben diesem Sinne sind die Studien zum autoritären Charakter auch ein Beispiel für eine ‚*post-konventionelle*‘ Forschung, denn die ‚konventionelle‘ Tatsachenanalyse wird nicht einfach negiert, sondern transzendiert und in eben diesem Sinne aufgehoben. Sofern nämlich die untersuchten Meinungen als verdinglichte Einstellungsstrukturen den Charakter von Tatsachen haben, werden sie durchaus als solche beschrieben, aber diese Rekonstruktion bleiben stets eingebettet in qualitative Beschreibungen mit subjekt- und situationsbezogenen Charakter, und diese „examplers as a way of seeing and a way of knowing“ (*Imersheim* 1977) sind es auch, die die quantitativ zu erhärtenden Bezugspunkte exemplarisch begründen und verallgemeinern.

5. Zur Aktualität postkonventioneller Forschung

Die Prinzipien der Subjekt- und Situationsorientierung sowie die prozessuale Integration von quantitativen und qualitativen Momenten blieb allerdings in der Rezeption weitgehend unthematisiert. Zwar weckte die Studie schon kurz nach ihrem Erscheinen ein breites Diskussionsinteresse, aber ihr spezifischer ‚Empirietypus‘ wurde nicht selten mißverstanden. Dies zeigt sich beispielsweise an dem ebenso vorschnellen wie verkürzenden Psychologismusverdacht, der sowohl die epistomologische Neuverortung der Psychoanalyse ausblendet als auch die Argumentationen zu den gesellschaftlich-objektiven Bedingungen der Produktion von Vorurteilen, wie sie im Rahmen der „Dialektik der Aufklärung“ (*Adorno/Horkheimer* 1947) vorlagen. Desgleichen beschränkten sich die methodologischen Diskussionen hauptsächlich auf Probleme der Skalenkonstruktion, obwohl diese im gesamten Untersuchungsgang nur einen Schritt unter anderen bezeichnete und keineswegs mit jenen Exaktheitsansprüchen auftrat, wie sie von zahlreichen Kritikern aus der Perspektive der konventionellen Forschung eingeklagt wurden (vgl. *Hyman/Sheatsley* 1944). Seitens der Projektmitglieder wurden diese Vorwürfe allerdings nur zögernd zurückgewiesen, und man ließ sich auch kaum darauf ein, den eigenen ‚Empirietypus‘ offensiv zu vertreten. Stattdessen war vielmehr eine indirekte ‚Anpassung‘ an die szientistische Kritik zu beobachten, denn die dort formulierten Dichotomisierungen wurden in der Regel fraglos als zumindest potentiell berechtigt akzeptiert und gleichsam ‚intern‘ zu entkräften versucht.

Diese Reaktionsweise ist auch für *Horkheimer* und *Adorno* kennzeichnend, die mit dem Abschluß der Studien zum autoritären Charakter ihr unmittelbares empirisches Engagement weitgehend beendeten. Zwar versuchten sie nach ihrer Rückkehr nach Deutschland durchaus noch qualitative Studien zu inszenieren — am bekanntesten sind hier zweifellos die Untersuchungen zum „Gruppenexperiment“ (*Pollock* 1955) — und beteiligten sich auch an Diskussionen über die ‚Empirisierung‘ der deutschen Soziologie (vgl. *Adorno* et al. 1954), aber diese Aktivitäten hatten keine Verbindung mit den gesellschaftstheoretischen Begründungen und Thesen der ‚postkonventionellen‘ Forschung, wie sie im Verlauf der 40er Jahre entwickelt worden waren. Diese Ignoranz gegenüber der eigenen Vergangenheit ändert sich erst in dem Maße, wie Ende der 50er Jahre der „administrative research“ immer mehr an Boden gewann und die spurensichernde

Empirie fast völlig in den Hintergrund bzw. ins Feuilletonistische abgedrängt worden war.

Wie der Positivismusstreit deutlich macht, blieb der Umkehrversuch freilich abstrakt, denn das Modell der kritisch-totalitätsbezogenen Forschung wurde ohne Bezug auf die eigenen empirischen Arbeiten formuliert. Darüber hinaus zeigen sich auch insofern Verkürzungen, als die Argumentationen zur Totalitätsempirie kaum auf eine ‚Aufhebung' des Tatsachenblicks im Sinne der postkonventionellen Forschung hinausliefen; sie erschöpften sich vielmehr in dessen einfacher Negation und führten gerade deshalb zu einer ungewollten Aufwertung des konventionellen Selbstverständnisses. Mit den ideologiekritisch motivierten Negierungen der empirischen Arbeit wurde das Feld der „legitimen" wissenschaftlichen Empirieproduktion nämlich fast völlig den Anhängern der ‚normal science' überlassen, die ihren Alleinvertretungsanspruch in den 60er Jahren auch zügig ausbauten.

Eine Wiederaufnahme der Auseinandersetzungen zwischen konventioneller und postkonventioneller Forschung zeichnet sich erst in den letzten Jahren ab, und zwar bezeichnenderweise auf der Grundlage neuer forschungspraktischer Erfahrungen jenseits des Positivismusstreits. Dieser ‚Bruch', dem zum Teil eine Kritik des Positivismusstreits selber vorausging (vgl. *Fuchs* 1970, *Berger* 1974), war angesichts der Selbstblockierungen der 60er Jahre sicherlich notwendig, aber er bedeutete in mancher Hinsicht auch eine Wiederholung von Lernerfahrungen, die die kritische Theorie in ihrer eigenen Geschichte bereits gemacht hatte. Gerade deshalb sind die skizzierten Modelle zur Konkretisierung einer monographisch orientierten, ‚postkonventionellen' Sozialforschung auch keineswegs überholt. Betrachtet man nämlich neuere Ansätze, wie sie unter den Stichworten der „Aktionsforschung" (*Haag* et al. 1972, *Moser* 1975, *Horn* 1979), der „explorativen Sozialforschung" (*Gerdes* 1979) oder der „qualitativen Analyse" (*Hopf/Weingarten* 1979) bis hin zur „kritisch-sinnverstehenden Soziologie" (*Habermas* 1967) und zur „objektiven Hermeneutik" (*Oevermann* et al. 1979) entwickelt worden sind, so lassen sich diese fast alle auf das Spektrum zwischen dem ‚interdisziplinären Materialismus' einerseits und der ‚revidierten Empirie' andererseits beziehen. Exemplarisch sei beispielsweise auf die Rezeption des Empirieproblems bei *Habermas* verwiesen, der sich eher an den Strategien des ‚interdisziplinären Materialismus' orientiert und auf diesen neuerdings auch explizit beruft (vgl. *Habermas* 1981/II, S. 554 ff.). Umgekehrt laufen Teile der „Aktionsforschung" und der „explorativen Sozialforschung" sowie das Konzept der „objektiven Hermeneutik" implizit auf eine Wiederbelebung der ‚revidierten Empirie' hinaus, und gleichsam in dem Nachvollzug der internen Lerngeschichte der frühen kritischen Theorie gewinnen diese bislang kaum offen an *Adorno* anknüpfenden Konzepte in letzter Zeit auch zunehmend an Bedeutung.

Freilich sind die derzeit aktuellen Entwürfe von ‚interdisziplinären Materialismus' und ‚revidierter Empirie' zugleich unterschieden. Ausgangspunkt der meisten Überlegungen ist nämlich die in der frühen kritischen Theorie noch kaum bedeutsame These von der „kommunikativen Struktur" sozialer Wirklichkeit, und nicht selten wird die Absetzung von der Tatsachenforschung auch explizit mit diesem Argument und dem dazugehörigen Verweis auf die Divergenzen zwischen natur- und sozialwissenschaftlicher Analyse begonnen (vgl. z. B. *Moser* 1977, S. 15 ff.; *Soeffner* 1979, S. 28 ff.). Hieraus ergibt sich zwangsläufig ein Wissenschaftsverständnis, für die die Vorstellung einer subjekt- und situationsunabhängigen Wahrheit äußerlich ist; der Begriff der wissenschaftlichen Wahrheit wird vielmehr entweder ‚diskursiv' (*Habermas*) oder ‚praktisch' (wie innerhalb der Aktions-

forschung) gefaßt, ohne daß freilich das Verhältnis und auch die Widersprüche zwischen diesen beiden Sichtweisen bislang zureichend diskutiert worden wären.

Ebenso umstritten ist dementsprechend die Frage, wie die Realität als „kommunikative Struktur" nicht-instrumentell zu dechiffrieren sei. Die Prinzipien der induktiven, experimentellen und exemplarischen Argumentation lassen sich nämlich durchaus unterschiedlich ausbuchstabieren und variieren je nach der Einschätzung der Objektivitäts- und Verallgemeinerungsstandards des institutionalisierten Wissenschaftssystems. Ein relativ starkes *Wissenschaftsvertrauen* kennzeichnet beispielsweise die *Habermas*sche Konzeption mit ihrem Plädoyer für eine Rekonstruktion „in objektivierender Einstellung", die mit dimensionsspezifisch differenzierten und in eben diesem Sinne totalitätsbezogenen Methoden arbeiten soll. Konträr dazu stehen jene Autoren aus dem Lager der Aktionsforschung und der interpretativen Soziologie, die das Konzept der kommunikativen Empirieproduktion mit dem *Prinzip der Betroffenheit* verknüpfen und auf dieser Grundlage gleichsam zu einer Radikalisierung der ‚revidierten Empirie' gelangen. Eine Erkenntnis der ‚vollen Wirklichkeit' erscheint in diesem Fall nämlich nur dann möglich, wenn das subjektive Leiden an den Verhältnissen zum entscheidenden Bezugspunkt der Analyse gemacht wird, wobei die Bewußtwerdung des subjektiven Leidens nicht nur Wahrheit sondern auch Veränderung bewirken soll. Welche dieser beiden Varianten für eine Konkretisierung des Konzepts der Totalitätsempirie angemessener ist, läßt sich nicht nur angesichts des relativ unterentwickelten Diskussionsstandes kaum eindeutig entscheiden — verweisen sie doch zugleich auf verschiedene Funktionsbestimmungen von Wissenschaft und Praxis, die je nach den konkreten Handlungsbedingungen unter Umständen beide Gültigkeit beanspruchen können. Unabhängig davon wird jedoch in beiden Fällen das Selbstverständnis der ‚normal science' durchbrochen, und in den jeweiligen Kombinationen von quantitativ-tatsachenbezogenen und qualitativ-monographischen Strategien treten dementsprechend Ansätze einer ‚postkonventionellen' Forschung zutage, für deren bewußte Ausformulierung eine Vergegenwärtigung die emipirische Praxis der Kritischen Theorie durchaus von Nutzen sein kann.

Literatur

Adorno, Theodor W., 1931: *„Die Aktualität der Philosophie"*, in: ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. 1, Philosophische Frühschriften, Frankfurt 1973, S. 325 ff.

—, 1944: *Minima Moralia: Reflexionen aus einem beschädigten Leben*. Frankfurt 1969.

—, 1946: *„Die Revidierte Psychoanalyse"*, in: Horkheimer, Max / Adorno, Theodor W.: *Sociologica II. Reden und Vorträge* (= Frankfurter Beiträge zur Soziologie Bd. 10) Frankfurt 1962, S. 94 ff.

—, 1968: *„Wissenschaftliche Erfahrungen in Amerika"*, in: ders., *Stichworte: Kritische Modelle 1*, Frankfurt 1969, S. 113 ff.

—, 1969: *„Einleitung"*, in: Adorno, et al., 1969, S. 7 ff.

—, et al., 1969: *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*, Neuwied/Berlin 1969.

—, / Horkheimer, Max, 1947: *Dialektik der Aufklärung*. Amsterdam 1947. (2. Aufl., Frankfurt 1973).

— et al., 1949/50: *The Authoritarian Personality,* von: Theodor W. Adorno, Else Frenkel-Brunswick, Daniel Levinson, R. Newitt Sanford unter Mitarbeit von Betty Aron, Maria Hertz-Levinson und William Morrow (= Studies in Prejudice, Bd. 3) New York 1950; dt.: *Studien zum autoritären Charakter.* Frankfurt 1973. (= Adorno et al. 1949/50 d).

— et al., 1954: *„Empirische Sozialforschung"*, in: *Handwörterbuch der Sozialwissenschaften,* 6. Lieferung, Stuttgart 1954, S. 419 ff.

Albert, Hans, 1957: *„Theorie und Prognose in den Sozialwissenschaften"*, in: Topitsch 1971, S. 126 ff.

—, 1964: *„Der Mythos der totalen Vernunft"*, in: Adorno et al., 1969, S. 193 ff.

Bellebaum, Alfred, 1966: *Das soziologische System von Ferdinand Tönnies: Unter besonderer Berücksichtigung seiner soziographischen Untersuchungen,* Meisenheim (Glan) 1966.

Berger, Hartwig, 1974: *Untersuchungsmethode und soziale Wirklichkeit,* Frankfurt 1974.

Berger, Peter L. / Luckmann, Thomas, 1966: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit: Eine Theorie der Wissenssoziologie.* 4. Aufl., Frankfurt 1970.

Böhme, Gernot / van den Daele, Wolfgang / Krohn, Wolfgang, 1977: *Experimentelle Philosophie: Ursprünge autonomer Wissenschaftsentwicklung,* Frankfurt 1977.

Bohling, Horst, 1979: *Sozialforschung und administrative Vergesellschaftung,* Frankfurt 1979.

Bonß, Wolfgang, 1982: *Die Einübung des Tatsachenblicks. Studien zur Struktur und Entwicklung empirischer Sozialforschung,*

— / Schindler, Norbert, 1982: *„Kritische Theorie als interdisziplinärer Materialismus"*, in: Bonß, W. / Honneth, A. (Hrsg.): *Sozialforschung als Kritik. Zum sozialwissenschaftlichen Potential der Kritischen Theorie,* Frankfurt 1982.

Bulthaup, Peter, 1973: *Zur gesellschaftlichen Funktion der Naturwissenschaften,* Frankfurt 1973.

Christie, Richard / Jahoda, Marie (Hrsg.), 1954: *The Autoritarian Personality: Continuities in Social Research,* Glencoe 1954.

Clark, Terry, N., 1972: *„Die Stadien wissenschaftlicher Institutionalisierung"*, in: Weingart 1974, S. 105 ff.

Filstead, William J. (Hrsg.), 1970: *Qualitative Methodology: Firsthand Involvement with the social world,* Chicago 1970.

Fromm, Erich, 1932 a: *„Über Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie"*, in: ZfS 1932, S. 28 ff.

—, 1932 b: *„Die psychoanalytische Charakterologie und ihre Bedeutung für die Sozialpsychologie"*, in: ZfS 1932, S. 253 ff.

—, 1937/38: *Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches: Eine sozialpsychologische* Untersuchung. Bearbeitet und hrsg. von Wolfgang Bonß, Stuttgart 1980.

Fuchs, Werner, 1970: *„Empirische Sozialforschung als politische Aktion"*, in: Ritsert, Jürgen (Hrsg.): *Zur Wissenschaftslogik einer kritischen Soziologie,* Frankfurt 1976, S. 147 ff.

Gerdes, Klaus (Hrsg.), 1979: *Explorative Sozialforschung: Einführende Beiträge aus „Natural Sociology" und Feldforschung in den USA,* Stuttgart 1979.

Ginzburg, Carlo, 1980: *„Spurensicherung: Der Jäger entziffert die Fährte, Sherlock Holmes nimmt die Lupe, Freud liest Morelli. — Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst"*, in: Freibeuter, Vierteljahresschrift für Kultur und Politik, Heft 3, S. 5 ff. (= 1980/I), Heft 4, S. 11 ff. (= 1980/II).

Göhre, Paul, 1891: *Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche.* Mit einem Vorwort und einem Kommentar neu hrsg. von Joachim Brenning und Christian Gremmels, Gütersloh 1978.

Gorges, Irmela, 1980: *Sozialforschung in Deutschland 1872—1914: Gesellschaftliche Einflüsse auf Themen- und Methodenwahl des Vereins für Sozialpolitik,* Königstein, Taunus 1980.

Haag, Fritz / Krüger, Helga / Schwärzel, Wiltrud / Wildt, Johannes (Hrsg.), 1972: *Aktionsforschung: Forschungsstrategien, Forschungsfelder, Forschungspläne,* München 1972.

H a b e r m a s, Jürgen, 1963: *„Analytische Wissenschaftstheorie und Dialektik“*, in: A d o r n o et al. 1969, S. 155 ff.
—, 1964: *Gegen einen positivistisch halbierten Rationalismus*“, in: A d o r n o et al. 1969, S. 235 ff.
—, 1967, *Zur Logik der Sozialwissenschaften*, Frankfurt 1970.
—, 1968: *Erkenntnis und Interesse.* Mit einem neuen Vorwort, Frankfurt 1973.

H a b e r m a s, Jürgen, 1973: *„Wahrheitstheorien“*, in: F a h r e n b a c h, Helmut (Hrsg.): *Wirklichkeit und Reflexion: Walter Schulz zum 60. Geburtstag*, Pfullingen 1973, S. 211 ff.

H o l z k a m p, Klaus, 1973: *Sinnliche Erkenntnis — Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung*, Frankfurt 1973.

H o p f, Christel / W e i n g a r t e n, Elmar (Hrsg.), 1979: *Qualitative Sozialforschung*, Stuttgart 1979.

H o r k h e i m e r, Max, 1931: *„Die gegenwärtige Lage der Sozialphilosophie und die Aufgaben eines Instituts für Sozialforschung“*, in: *Frankfurter Universitätsreden.* Bd. XXVII, Frankfurt 1931. (Hier zitiert nach Neuabdruck in: D e r s., *Sozialphilosophische Studien.* Frankfurt 1972, S. 33 ff.).
—, 1932 a: *Bemerkungen über Wissenschaft und Krise*“, in: ZfS 1932, S. 1 ff.
—, 1932 b: *„Geschichte und Psychologie“*, in: ZfS 1932, S. 125 ff.
—, 1932 c: *„Vorwort“*, in: ZfS 1932, S. I ff.
—, 1933 a: *„Materialismus und Metaphysik“*, in: ZfS 1933, S. I ff.
—, 1933 b: *„Materialismus und Moral“*, in: ZfS 1933, S. 161 ff.
—, 1937: *Traditionelle und Kritische Theorie*“, in: ZfS 1937, S. 245 ff.

H o r n, Klaus (Hrsg.), 1979: *Aktionsforschung — Balanceakt ohne Netz? Methodologische Kommentare*, Frankfurt 1979.

H y m a n, Herbert H. / S h e a t s l e y, Paul B., 1954: *„The Authoritarian Personality — A Methodological Critique“*, in: C r i s t i e / J a h o d a 1954, S. 50 ff.

I m e r s h e i m, Allen, W., 1977: *„The Epistemological Basis of Social Order: Toward Ethnoparadigm Analysis“*, in: H e i s e, D. R. (Hrsg.): *Sociological Methodology*, San Francisco 1977, S. 1 ff.

I n s t i t u t f ü r S o z i a l f o r s c h u n g (I f S), 1936: *Studien über Autorität und Familie: Forschungsbericht des Instituts für Sozialforschung.* Hrsg. von Erich F r o m m, Max H o r k h e i m e r, Hans M a y e r u. a., Paris 1936.

I f S, 1941: *„Research on Anti-Semitism“*, in: ZfS 1941, S. 124 ff.

I f S, 1944: *„Studies in Anti-Semitism: A Report to the American Jewish Committee“*, Unv.MS August 1944.

J o a s, Hans, 1980: *Praktische Intersubjektivität: Die Entwicklung des Werkes von George Herbert Mead*, Frankfurt 1980.

K e r n, Horst, 1982: *Empirische Sozialforschung. Ursprünge, Ansätze, Entwicklungslinien*, München 1982.

K i p p e n b e r g, Hans G. / L u c h e s i, Brigitte (Hrsg.), 1978: *Magie — Die sozialwissenschaftliche Kontroverse über das Verstehen fremden Denkens*, Frankfurt 1978.

K ö n i g, René (Hrsg.), 1973: *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, 3. und erw. Aufl. in 12 Bde., Stuttgart 1973 ff.

K r o h n, Wolfgang, 1977: *„Die ‚Neue Wissenschaft‘ der Renaissance“*, in: B ö h m e et al., 1977, S. 13 ff.

K u h n, Thomas S., 1962: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen.* Zweite revidierte und um das Postskriptum von 1969 ergänzte Auflage, Frankfurt 1976.

L a z a r s f e l d, Paul F., 1941: *„Administrative and Critical Communications Research“*, in: ZfS 1941, S. 2 ff.
—, 1961: *„Notes on the History of Quantification in Sociology: Trends, Sources, Problems“*, in: W o l f 1961, S. 147 ff.

L u e d e r, August Ferdinand, 1812: Kritik der Statistik und Politik. o. O. 1912.

M a y n t z, Renate / H o l m, Kurt / H ü b n e r, Peter, 1972: *Einführung in die Methoden der empirischen Soziologie*“, Opladen 1972, 2. Aufl.

M a y r, Georg von, 1895: *Statistik und Gesellschaftslehre. Bd. 1: Theoretische Statistik*, Freiburg, Leipzig 1895.

Maus, Heinz, 1973: *„Zur Vorgeschichte der empirischen Sozialforschung"*, in: König 1973, Bd. 1, S. 21 ff.

Mead, George Herbert, 1924 ff.: *Philosophie der Sozialität: Aufsätze zur Erkenntnisanthropologie.* Vorwort von Hansfried Kellner, Frankfurt 1969.

—, 1934: *Geist, Identität und Gesellschaft,* Frankfurt 1974.

Mittelstraß, Jürgen, 1974: *Die Möglichkeit von Wissenschaft,* Frankfurt 1974.

Moser, Heinz, 1975: *Aktionsforschung als Kritische Theorie der Sozialwissenschaften,* München 1975.

—, 1977: *Methoden der Aktionsforschung. Eine Einführung.* München.

Obershall, Anthony, 1965: *Empirical Social Research in Germany 1848—1914,* Paris, Den Haag 1965.

Oevermann, Ulrich / Allert, Tilman / Konau, Elisabeth / Krambeck, Jürgen, 1979: *„Die Methodologie einer ‚objektiven Hermeneutik' und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung für die Sozialwissenschaften"*, in: Soeffner 1979, S. 352 ff.

Offe, Claus, 1972: *Strukturprobleme des kapitalistischen Staates,* Frankfurt 1972.

Opp, Karl Dieter, 1970: *Methodologie der Sozialwissenschaften: Einführung in Probleme ihrer Theoriebildung,* Reinbek 1970.

Popper, Karl Raimund, 1940: *„Was ist Dialektik?"*, in: Topitsch 1971, S. 262 ff.

—, 1949: *„Prophetie und Prognose in den Sozialwissenschaften"*, in: Topitsch 1971, S. 123 ff.

Schad, Susanna Petra, 1972: *Empirical Social Research in Weimar Germany,* Paris, Den Haag 1972.

Scheuch, Erwin K. / Rüschemeyer, Dietrich, 1956: *„Soziologie und Statistik: Über den Einfluß der modernen Wissenschaftslehre auf ihr Verhältnis,* in: Topitsch 1971, S. 345 ff.

Schindler, Norbert / Bonß, Wolfgang, 1980: *„Praktische Aufklärung — Ökonomische Sozietäten in Süddeutschland und Österreich im 18. Jahrhundert"*, in: Vierhaus, Rudolf (Hrsg.): *Deutsche patriotische und gemeinnützige Gesellschaften,* Wolfenbüttel 1980. (= Wolfenbütteler Studien zur Geschichte, Bd. 8).

Schnapper-Arndt, Gottlieb, 1903: *„Zur Theorie und Geschichte der Privatwirtschaftsstatistik"*, in: Ders., 1906, S. 16 ff.

Schütz, Alfred, 1932: *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt: Eine Einleitung in die verstehende Soziologie,* 2. Aufl., Wien 1960.

—, 1943/54: *Gesammelte Aufsätze Bd. I: Das Problem der sozialen Wirklichkeit.* Mit einer Einführung von Aron Gurwitsch, Den Haag 1971.

Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.), 1979: *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften,* Stuttgart 1979.

Topitsch, Ernst (Hrsg.), 1971: *Logik der Sozialwissenschaften,* 7. Aufl. Köln, Berlin 1971.

Verein für Sozialpolitik, 1877: *Zur Methodologie sozialer Enquêten: Drei Gutachten,* Leipzig 1877. (= Schriften Bd. 13).

Wilson, Thomas P., 1970: *„Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung"*, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen: Alltagswissen und Interaktion, Reinbek 1973, Bd. 1, S. 54ff.

Zilsel, Edgar, 1942: *Die sozialen Ursprünge der neuzeitlichen Wissenschaft.* Hrsg. von Wolfgang Krohn, Frankfurt 1976.